J. G. Herders
vermischte Schriften.

Siebenter Band.

Wien, 1801.
Bei Anton Pichler.

Johann Gottfried Herder

Herzogl. Sachsen Weimarischen Vicepräsident des Ober Consistoriums etc. etc.

F. Weber Sc:

Kalligone.

Vom

Angenehmen und Schönen.

Von

J. G. Herder.

Erster Theil.

Wien, 1801.
Bei Anton Pichler.

I.

Vom

Angenehmen und Schönen.

I.

Vom
Angenehmen
der
untern Sinne.

B. Angenehm, spricht die Urtheilskraft ist: „was den Sinnen in der Empfindung gefällt.“ *)

*) S. 7. Sie rügt dabei „eine ganz gewöhnliche Verwechselung der doppelten Bedeutung, die das Wort Empfindung haben kann, und erklärt es durch eine“ objective Vorstellung der Sinne unter dem sonst üblichen Namen Gefühl. Die grüne Farbe der Wiesen gehöre zur objectiven Empfindung, die Annehmlichkeit derselben aber zur subjectiven Empfindung, wodurch kein Gegenstand vorgestellt wird.“ Eine Benennung, die vom Sprachgebrauch wie von der Natur abweicht. Objective Empfindung sagt niemand: denn jede Empfindung ist subjectiv, d. i. im Empfindenden, nicht im Object; es sey grüne Farbe, die gewiß nur in meinem Auge ist, oder sonst etwas. Objective Empfindungen sind keine Empfindungen, aber auch keine subjective sind ohne Object möglich. Denn empfinden heißt, etwas sich innig anfinden, den Fund sich zueignen: dies setzt immer ein Object, das ich finde (und wäre es in mir selbst etwas), zum Grunde.

A. Gefallen setzt ein Urtheil voraus; urtheilt der Sinn in der Empfindung? Also werden wir wieder rückwärts gehen und sagen müssen: unsern Sinnen gefällt, was ihnen angenehm ist, oder wir müssen ein schicklicher Wort wählen.

C. Kein schicklicheres, als das Wort angenehm selbst. Angenehm ist, was unser Sinn gern annimmt, was ihm genehm, d. i. angemessen ist, was er im Empfangen genehmigt. Unangenehm, was ihm widert, was, seiner Organisation nicht gemäß, ihn stöhrt oder zerstöhrt.

A. Getrauen wir uns, dies von jedem Sinn zu behaupten.

C. Von Jedem. Was sagen alle Ausdrücke des Schmerzes? Er ängstiget, d. i. er verengt unser Daseyn, er schneidet, er zermalmet. Wir sprechen von einem brennenden, drückenden, quälenden, kochenden Schmerz. In Dante's Hölle, wo die Verdammten so vielfach gepeinigt werden, in jenen Klagen und Verwünschungen, die in Trauerspielen ertönen; alles spricht von einem zerreissenden, beklemmenden, das freie und fröhliche Daseyn anfeindenden Zustande.

A. Dagegen angenehm ist —

C. Was unser Daseyn erweitert, frei macht, erfreuet. Die Dichter des Paradieses, die Schilderer jedes Elysiums, was geben sie uns zu fühlen? Angenehme Lüfte wehen die Seligen an; ihr elastisches Daseyn, ungekränkt, unbeängstigt, lebet und webt froh und frei.

A. Und diese Beschreibungen fangen immer so gern von den Zefiri, von den holden Lüften an —

C. Sind wir nicht in ein Element gesenkt, das uns so oft feindlich begegnet? aus dem wir zuweilen gar Pest und Tod einathmen? Unsre vielveränderliche athmosphärische Luft ist eine Last, die uns drückt, die uns Krankheiten und Quaal bereitet. Das erste Gefühl, womit ein Kind die Welt begrüßt, in seinem neuen Element ist — Frost und beschwerliches Athmen; daher seine erste Stimme Weinen. Jedes unangenehme Gefühl, das uns mit Schauder übergießt, ist dem Frost ähnlich; dies empfinden wir bei jedem Schrecken, vor jedem Abgrunde einer drohenden Gefahr, bis es etwa die Angst in eine fieberhafte Hitze auflöset. Mit Recht also ist der

erste Wunsch unsrer sinnlichen Litanei: „Himmel! bewahre uns vor Schauder und Frost, gib uns milde Lüfte.“

A. Hätte uns aber die Natur umsonst mit diesem schauderhaften Vorgefühl unangenehmer Empfindungen begabet?

C. Gewiß nicht; sie hat uns damit gegen die Anfälle des Unangenehmen selbst gewaffnet. Schaudernd tritt unser Gefühl auf seinen Mittelpunkt zusammen und ermannet sich; wir rüsten uns zum Widerstande oder zur Tapferkeit im Ertragen. Beim Abscheu selbst —

A. Was nennen wir Abscheu?

C. Ein Zurücktreten vor dem Widrigsten, vor dem, was uns Untergang drohet. Es ist der mächtige Repuls der Natur, der jedes Lebendige von seinem plötzlichen Verderben zurückscheuchet.

A. Jedes Lebendige?

C. Jedes Lebendige liebt sein Leben und verabscheut seine Auflösung. Daher die Scheu des flüchtigen Rosses vor dem todten oder auch nur ächzenden gequälten Roß. Daher — doch wer könnte aus der ganzen lebenden Schöpfung diese Gefühle des Abscheues, wirksame

Stacheln zu Erhaltung des Lebens und Wohlseyns, hernennen, herzählen?

A. Was sagen wir nun? Gnügt uns die Erklärung des Angenehmen, daß es den Sinnen in der Empfindung gefalle, auch wenn wir von allem Disputat des Urtheils, warum es gefalle, abständen?

C. So löslich und gefällig hat uns die Natur nicht gehalten, daß unsre gesammte mächtige Sinnlichkeit blos mit Gefallen und Nichtgefallen afficirt werde, und in diesem Traghimmel schwebe. Im Angenehmen und Unangenehmen ziehet und knüpft sie die Bande fester.

B. Das holet die Kritik selbst nach. Sie spricht: „das Wohlgefallen am Angenehmen ist mit Interesse verbunden. Daß mein Urtheil über einen Gegenstand, dadurch ich ihn für angenehm erkläre, ein Interesse an demselben ausdrücke, ist daraus schon klar, daß es, (das Urtheil) durch Empfindung eine Begierde nach dergleichen Gegenständen rege macht, mithin das Wohlgefallen, nicht das bloße Urtheil über ihn, sondern die Beziehung seiner Existenz auf meinen Zustand, sofern er durch

ein solches Object afficirt wird, voraussetzt. Daher man von dem Angenehmen nicht blos sagt: es gefällt, sondern es vergnügt." *)

C. Und vorher sollte es nur gefallen? Aber was? Gefallen und Vergnügen, Urtheil und Urtheils-Verbindung; das Gefühl der Kälte, das mich ergreift, wartet nicht auf mein Urtheil, bis ichs für unangenehm erkläre. Das Unangenehme, das meine Existenz martert, preßt und aufhebt, ist mit einem Interesse, nicht etwa durch ein beliebiges Urtheil verbunden, sondern betrifft mein Esse und bene Esse, ohne welche das Daseyn selbst Quaal ist. Die Beziehung der „Existenz" des Objects auf meinen Zustand macht nicht meine Marter; sondern seine Einwirkung auf mich, die ich empfinde. Das Angenehme vergnügt nicht nur, sondern das Innigst-Angenehme erweitert, kräftigt, stärkt mein Daseyn: das innigst Angenehme ist mein lebendiges gefühltes Daseyn selbst.

A. Wir bedürfen also auch keines andern Grundes der Lust und des Schmerzes? Etwa

*) S. 11.

eines transscendentalen, der im übersinnlichen Substrat der Menschheit läge?

C. Könnte es einen andern und tieferen, als die Empfindung meines Daseyns selbst geben? Was, nachdem ich organisirt bin, das Gefühl meines Daseyns beängstet, angreift und befeindet, ist unangenehm; was dagegen es erhält, fördert, erweitert, kurz, was mit ihm harmonisch ist, das nimmt jeder meiner Sinne gern an, eignet es sich zu und findet es angenehm, gesetzt, daß es auch ein anderweit urtheilender Verstand nicht dafür erklärte. Wir, die wir den Bezirk unsres Verstandes kennen, wie könnten wir die sinnlichste Empfindung unsres Daseyns auf eine Verstandeshandlung bauen? als ob jede Weise, wie das Universum uns afficirt, in der Empfindung des Sinnes, ja zuletzt in unserm Daseyn selbst blos und allein ein logisches Prädicament wäre! —

B. Nicht völlig also. Die Kritik spricht: „Es ist nicht ein bloßer Beifall, den ich dem Angenehmen widme, sondern Neigung wird dadurch erzeugt, und zu dem, was auf die lebhafteste Art angenehm ist, gehört sogar kein Urtheil über die Beschaffen-

heit des Objects, daß diejenigen, so immer nur aufs Genießen ausgehen, sich gern alles Urtheilens überheben." *)

C. Dank also der Kritik, daß sie wenigstens den Genießern eine Empfindung an sich erlaubet. Da aber nicht bestimmt werden kann, wo die lebhafteste Art der Empfindung, die unabhängig vom Urtheil seyn soll, anfängt oder aufhört: so wollen wir uns alle zu diesen Genießern zählen, und Wohlseyn, Heil, Gesundheit, als den Grund und Zweck der Existenz jedes Lebendigen behaupten, wie tief auch die Kritik das unschuldige, den Griechen so liebe Wort Eudämonie hinunter gesetzt haben möge. Wohlseyn begehren wir alle, und angenehm ist, was dies Wohlseyn in jeder Art fördert.

A. Da die Kritik also keinen Grund des Gefallens am Angenehmen giebt, außer daß sie es durch ein Urtheil mit einem Interesse verbinden läßt: so, dünkt mich, gingen wir auf unserm Wege fort, und erforschten den Grund des Angenehmen mehrerer Sinne. Dem Gefühl lag Wohlseyn zum Grunde; zu

*) S. 12.

Erhaltung unseres körperlichen Daseyns, was für Sinne gab uns die Natur?

B. Geruch und Geschmack. Der Geschmack prüft die Speise; der Geruch prüft, ehe die Zunge kostet. Nicht nur die Beispiele der Thiere, die beide Sinne vereinigt gebrauchen, die Beispiele aller Völker, die in der Natur und der Natur gemäß leben, bezeugen dies; noch mehr bezeuget's die Erfahrung der Unglücklichen, die Hülf- und Nahrunglos in ein unbekanntes Land, auf eine wüste Insel geworfen wurden. Wie furchtsam prüften und kosteten die! oft mußten sie die Unerfahrenheit ihrer in der bürgerlichen Gesellschaft stumpfgewordnen oder verwöhnten Sinne mit Uebelkeit, Schmerzen, ja mit dem Leben selbst büßen.

A. Wie nennen wir die heftige Empfindung, die uns mittelst dieser Sinne für Uebel, Krankheit und dem Tode bewahret?

B. Widerung, Ekel. Bei feinen Organisationen wirkt Ekel so stark und unaufhaltsam, daß blos das Nennen oder Schreiben eines Namens, der Anblick einer Farbe dazu empöret. Und wie gewaltsam ist die Wirkung des Ekels, das Erbrechen! Die

ganze körperliche Natur ringt hinwegzustoßen, was nicht zu ihr gehöret.

A. Beim Sinn des Gefühls bemerkten wir gegen das Widrige Grausen, Schauder, Abscheu; wirken diese oder der Ekel stärker?

B. Ihr Zweck ist verschieden; jene stoßen uns in uns zurück; dieser soll ein verderbliches Uebel von uns entfernen. Seine Empfindung des unanehmlichen ist also mit einem unsrer Natur unentbehrlichen heilsamen Streben verbunden. Insonderheit der Geruch, unser Wächter, er wirkt oft durch die wunderbarsten Antipathieen, bis zu den schreckhaftesten Zufällen, in die Ferne, in das Verborgne, seinem Feinde unversöhnlich. Mit Recht nennet unsre Sprache den Zustand, den er hervorbringt, Uebelkeit, Widrung.

C. In jeder Darstellung bleibt er widrig. Schauder, Grausen, Abscheu können Dichter in ihre Gemählde mischen, selbst theatralische Dichter dürfen sie mit Vorsicht gebrauchen. Verschlossen aber ist die Pforte der schönen Künste dem Ekel. Seine Darstellung wird, wenn sie nicht wirkt, lächerlich; wenn sie wirket, widrig.

A. Also gab uns die Natur auch in Absicht des Geziemenden und Anständigen das Gefühl des Ekels wohl nicht umsonst?

C. Gewiß nicht. Auch für andre sollen wir lernen, das Widrige und Ekelhafte vermeiden, da seine Folgen so unhintertreiblich, seine Wirkungen ansteckend sind. Wir können Ekel erregen, aber nicht dämpfen; der Einbildungskraft bleibt er oft unaustilgbar. Allenthalben sehen wir's also als den ersten Schritt zur Cultur an, daß ein Mensch, eine Gesellschaft, eine Hausgenossenschaft, eine Nation das Ekelhafte vermeidet.

A. Und welches wäre das Erste dieser Art? Hätte die Natur uns darinn einen Weg gewiesen?

B. Ohne Zweifel. Was sie selbst von unserm Körper absondert, zeiget sie damit als unbrauchbar, mit ihm ferner unverträglich. Ein Mensch, der, worinn es auch sey, seinen Unrath an sich trägt, der ihn auch nur nennet, ist andern Menschen zum Ekel. So manche falsche Ziererei die feinere Sprache der Gesellschaft sich eigen gemacht haben möge; die Vorsicht ist nie Ziererei, die durch Worte und

Bilder unsern Geruch zu beleidigen fürchtet. Höchst anständig ist's, wenn sich eine Sprache in dergleichen Ausdrücken gleichsam gewaschen und polirt hat. Manche morgenländische, manche sogenannt wilde Nationen übertreffen uns in diesem Euphemismus weit; sie erötheten oft über Fragen und Scherze der Europäer die sie dann für Ungewaschene, Ungebadete, für unreine Thiere hielten.

A. Wie aber? wenn eine höhere Pflicht es fodert, sich dieses zarten Gefühls zu entwöhnen?

C. Sobald diese es fodert, wird ihm Mann und Weib entsagen können; im Gefühl des Heldenmuths, der Liebe und Andacht bezwangen die zartesten Weiber das Widrige am kühnsten. Nicht gebe dies aber dem Ekel einen Freiheitsbrief und eine Ruhestätte in der Gesellschaft. Wo Kerker und Krankenhäuser, wo Strassen und Gassen, Häuser, und Schulen und Tempel Wohnungen des Ekels sind, wo bleibt Staaten und Städten der Name nicht etwa einer cultivirten, sondern nur einer aus Unrath und ansteckenden Dünsten hervorgetretenen Menschheit? Zarte Organisationen, Schwangere zumal, können sich dieser Eindrücke nicht

erwehren, die sich sodann in angebohrnen Misgefühlen, in Idiosynkrasieen, oder gar in unseligen Abdrücken auf Ungebohrne verbreiten. Und gab uns die Natur dagegen nicht allenthalben einen unkostbaren Balsam? Reines Wasser, frische Luft, freien und reinen Athem. Wer darf diese, eine gemeinsame Himmelsgabe, Kranken und Gefangenen entziehen? wer darf sie Kindern, öffentlichen Versammlungen wer mag sie sich selbst weigern? Labung ist Wasser dem Körper; Erquickung der Seele selbst ist die erfrischende Luft, ein reiner Himmels-Athem.

B. Auch hierinn übertreffen uns manche morgenländische Völker, wie ihre Lebensart und Dichtkunst zeiget. In den Bildern dieser umfließen uns kühle Wellen, in ihnen wehn erquickende Lüfte; ihre Phantasie wohnt, wie eine Peri, auf den Zweigen der Bäume, wo sie vom Blumenduft und der Ambrosia reiner Früchte lebet. Fast immer haben geistige Menschen angenehme Gerüche geliebet; der Athem einer Frucht erquickt sie mehr, als andre das Zermalmen derselben zur Speise. Im eigentlichen Sinn kosteten sie den Wein des Lebens in seiner Frische, nicht in seiner Neige. Dem

Geruch entlehnten die scharfsinnigsten Nationen ihre Bilder von der Sagacität des spürenden Kopfs, des reinen Gehirns, des aufstrebenden Muths und Verstandes.

C. Dem Geschmack wollen wir indessen seine Ehre auch nicht versagen. Den vornehmen Namen guten Geschmack (buon gusto) hatten Spanier und Italiäner von den Römern geerbet; fast alle Nationen Europa's sind ihnen in der Benennung, ob alle auch in Erlangung der Sache selbst, gefolget? Geschmack soll bezeichnen, daß jeder seinen eignen Empfindungen des Angenehmen folge: denn nur ein Geschmackloser wird, wie eine Speise schmeckt, erst aus dem Gemeinsinn des Angenehmen, dem allgemeinen Urtheil des Tafelpublicums, lernen. Von einem andern zu vernehmen, wie Mir die Speise schmeckt, ob beim Angenehmen auch Ich mich vergnügt habe, ist abgeschmackt und albern. Auch soll das Wort Geschmack uns von Klügeln zum Genießen, vom Gehirn auf die Zunge führen; durch angenommene Regeln und allgemeingültige Geschmacksurtheile ausmachen, wie eine Speise schmeckt, giebt ungesalzene Censuren. Geschmack endlich soll unser Wäch-

ter seyn; Wächter zu Erhaltung unsrer Gesundheit, ein schneller Prüfer dessen, was uns dient und nicht dienet, Theiler und Geber kraftiger Nahrung; Mittel, nicht Zweck; nicht Herr, sondern Diener. Auch im geistigen soll uns das Ungenießbare anekeln; nicht sollen wir Stroh kauen und wieder kauen, es aus Gefälligkeit mitspeisen und lobpreisen. Nahrung soll unser Geschmack dem Geist zuführen, gesunde Nahrung; sapere aude.

A. Wir wären also darüber Eins, meine Freunde, daß auch bei denen Sinnen, die man die größten zu nennen pfleget, ihr angenehmes ein ihnen harmonisches Gute sey, das zur Erhaltung unsres Seyns und Wohlseyns dienet. Das Unangenehme dagegen sey ein ihnen feindliches, dem Körper unzuträgliches Fremde, gegen welches die Natur eben diese Sinne selbst und die mit ihnen verbundne Empfindungswerkzeuge, zu Wächtern und Abwehrern gesetzt hat. Gesetze der einfachen gesunden Natur führten uns hiebei, ohne daß wir uns durch Mißbräuche oder Krankheiten verwöhnter Sinne verwirren ließen. Auch das Sinnlichstangenehme erschien uns also als eine Mittheilung des

Wahren und Guten, sofern es dieser Sinn fassen konnte; die Empfindung der Lust und Unlust dabei war nichts anders, als eben das Gefühl des Wahren und Guten, daß der Zweck des dienenden Organs, nämlich die Erhaltung unsres Wohlseyns, die Abwehrung unsres Schadens erreicht sey. Spricht die Kritik anders?

B. Anders. Sie unterscheidet „drei specifische Arten des Wohlgefallens, das Angenehme, Schöne und Gute. Dies seyn drey verschiedne Verhältnisse der Vorstellungen zum Gefühl der Lust und Unlust, in Beziehung, auf welches wir Gegenstände oder Vorstellungen von einander unterscheiden. Was das Interesse der Neigung beim Angenehmen betrifft, so sagt Jedermann: Hunger ist der beste Koch, und Leuten von gesundem Appetit schmeckt Alles, was nur eßbar ist; mithin beweiset ein solches Wohlgefallen keine Wahl nach Geschmack. Nur wenn das Bedürfniß befriedigt ist, kann man unterscheiden, wer unter vielen Geschmack habe oder nicht." *

C. Ein Geschmack nach befriedigtem Bedürfniß ist Leckerei; dagegen ein Geschmack,

*) Kritik S. 15. 16.

der jedes Genießbare mit dem ihm gebührenden Appetit kostet und unterscheidet, ein unverdorbener reiner Geschmack heißt, der beste Koch für die Gesundheit. Möge die Kritik ihre drei specifisch verschiedne Vorstellungsarten siebenfach unterscheiden; böse für sie, wenn ihr Schönes nicht angenehm und ihr Gutes nicht schön ist. *)

*) Daß mit den Worten, „angenehm, schön und gut", in der Sprache verschiedene Begriffe bezeichnet werden, daran zweifelt niemand. Eine unangenehme Arzney kann sehr gut seyn, wie die schönste Ruthe dem muthwilligen Kinde nie angenehm ist. Daß vieles, was uns schön dünkt, nicht gut sey, darüber gewährt von jenem Baum des Erkenntnisses an die Geschichte der Menschheit traurige Erweise. Daß aber, da unsre Natur in allen ihren Begriffen und Gefühlen Eine Natur ist, die denkt und begreift, die empfindet will und begehret, diese verwandten Begriffe auch an einander grenzen müssen, und wie sie grenzen? wie sie zu scheiden oder zu verbinden seyn? das ist die Frage. Bloße Gegensätze lösen das Räthsel nicht auf; noch weniger willkührlich gesetzte Wortschranken. Das kalte Gefallen z. B. gnüget der ächten Schönheit nicht; so

B. „Angenehm heißt, Jemanden das, was ihn vergnügt; schön, was ihm blos gefällt; gut, was geschätzt, d. i. worinn von ihm ein objectiver Werth gesetzt wird" spricht die Kritik.

C. Um so schlimmer für die Kritik, wenn nach diesem Wortspiel, was sie vergnügt, ihr nicht gefällt, und was ihr gefällt, sie nicht vergnügt; wenn, was ihr gefällt und sie vergnügt, von ihr nicht geschätzt, d. i. ihrem Object kein Werth gegeben wird, und wenn, was sie schätzt, d. i. dem sie einen Werth giebt, weder vergnügen noch auch blos gefallen kann. Ende!

wenig, als dem wahren Guten die bloße Schätzung und Werthachtung. Dieses will auch begehrt, das Schöne auch erkannt und geliebt seyn; das Angenehme endlich oder Annehmliche, das Wohlgefällige, Erfreuende, Vergnügende, Beseligende liegt allen zum Grunde. Der Zweck unsers Daseyns ist Wohlseyn: wie es erreicht, wie es beschränkt, wie seine verschiedenen Zweige einander untergeordnet werden, das ist die Aufgabe, leichter oder schwerer (nachdem man's angreift) in der Theorie, als in der Uebung.

II.

Vom

Angenehmen in Gestalten.

„Analytik des Schönen nach drei Momenten des Geschmacks-Urtheils." *)

„Erstes Moment des Geschmacksurtheils, der Qualität nach. Aus ihm folgt die Erklärung des Schönen: Geschmack ist das Beurtheilungsvermögen eines Gegenstandes oder einer Vorstellungsart durch ein Wohlgefallen oder Mißfallen ohne alles Interesse. Der Gegenstand eines solchen Wohlgefallens heißt schön," **)

„Zweites Moment des Geschmacksurtheils, nämlich seiner Quantität nach. Das Schöne ist das, was ohne Begriffe als Object eines allgemeinen Wohlgefallens vorgestellt wird. ***) Hieraus folgt die zweite Erklärung des Schönen der Quantität nach: Schön ist, was ohne Begriff allgemein gefällt." ****)

„Drittes Moment der Geschmacksurtheile nach der Relation der Zwecke, wel-

*) Kritik S. 3. **) S. 16.

***) S. 17.

****) S. 32.

che in ihnen (den Geschmacksurtheilen) in Betrachtung gezogen werden. Aus diesem dritten Moment folgt die dritte Erklärung des Schönen: Schönheit ist Form der Zweckmässigkeit eines Gegenstandes, sofern sie ohne Vorstellung eines Zwecks an ihm wahrgenommen wird. *)

„Viertes Moment des Geschmacksurtheils nach der Modalität des Wohlgefallens an den Gegenständen. Schön ist, was ohne Begriff, als Gegenstand eines nothwendigen Wohlgefallens erkannt wird.“

C. Sie scherzen.

B. Lesen Sie selbst.

C. So wünschte ich zu erfahren, was hier Moment heiße? Ists Punkt der Neigung oder Bewegung, in dem etwas schön ist? Oder ists Augenblick der Betrachtung, in dem ich das Schöne erkenne? warum sodann vier Momente? Oder (da die Kritik gern mathematisch spricht), ist Moment das Product der Schwere der Schönheit in die Geschwindigkeit, mit welcher sie sich beweget? Oder —

*) S. 60.

B. Die Kritik spricht: „Das Geschmacksurtheil ist ästhetisch. Die Definition des Geschmacks, welche hier zum Grunde gelegt wird, ist: daß er das Vermögen der Beurtheilung des Schönen sey." *)

C. Also kostet mein Geschmack, aber nur, um urtheilen zu können? nicht zu genießen, mich zu laben, zu stärken? Wem an der Parade eines Geschmacksurtheils liegt, wer nur schmeckt um zu urtheilen, wie nennen wir den?

B. „Die Momente, worauf diese Urtheilskraft in ihrer Reflexion Acht hat, sind nach Anleitung der logischen Functionen zu urtheilen aufgesucht: denn im Geschmacksurtheil ist immer noch eine Beziehung auf den Verstand enthalten. **)

C. Uebel, wenn sie nicht enthalten wäre. Dennoch sagt das zweite Moment: „schön ist, was ohne Begriffe gefällt." Das dritte redet von einer „Form der Zweckmäßigkeit ohne Vorstellung eines Zwecks." Das vierte von einem „Erkennen des Gegenstandes eines nothwendigen Wohlgefallens ohne Begriff;" Urtheile ohne

*) S. 3. Note.
**) S. 4.

Begriff, ohne Vorstellung eines Zwecks der beurtheilten Sache wären also kritische Geschmacksurtheile? Ueberhaupt aber, was sagen alle vier Erklärungen vom Wesen des Schönen? Nichts. Die erste: „schön ist, was ohne Interesse gefällt" ist blos verneinend; und dabei falsch verneinend: denn nichts kann ohne Interesse gefallen, und die Schönheit hat für den Empfindenden gerade das höchste Interesse. Die zweite Erklärung sagt mit eben dem innern Widerspruch eben so wenig. „Was ohne Begriffe gefällt, erklärt nichts; daß etwas ohne Begriffe gefallen, ja allgemein gefallen könne, ist wider die Natur und Erfahrung. Ueberdem wie ich der Empfindende, wissen könne, daß etwas allgemein gefällt, sagt mir die Erklärung nicht, und daß ich das nur schön finden solle, was allgemein gefällt, daß mein Urtheil Urtheil der Menge seyn müsse, damit es ein ästhetisches Urtheil werde, erniedrigt die Schönheit. Das reinste Schöne wird nur von den Wenigsten erkannt und geliebt, wie es geliebt werden will; der große Haufe haftet am Niedrigen, am Gemeinen. Aber auch dieser nicht einmal urtheilt ganz ohne Begriffe, so grob oder entlehnt sie seyn mögen.

A. Und eine Form der Zweckmäßigkeit, die ich ohne Vorstellung eines Zwecks wahrnehme, ist auch schwer begreiflich. Wäre sie es aber auch nicht; das bloße Wahrnehmen einer Form ist nicht Empfindung, die Form des Zweckmäßigen unempfunden ist nicht Schönheit. Alle drei Erklärungen gehen das Wesen der Schönheit gerade vorbei, und führen auf weite Abwege. Die vierte endlich „daß etwas ohne Begriff erkannt, als Gegenstand eines nothwendigen Wohlgefallens ohne Begriff erkannt werden könne," ist ein hohes Räthsel.

C. Wie konnte auch aus logischen Functionen zu urtheilen der Begriff des Schönen aufgesucht, und diese Rücksichten Momente genannt werden? Das Schöne und die Schönheit nach Quantität, Qualität und Relation bestimmen, d. i. wägen, messen, visiren, und abUrtheilen, entfernt vom ersten Begriff der Schönheit. Nach solchen Principien und Erklärungen würde ich mein Ohr mit dem hart zusammengesetzten Namen „Geschmacksurtheil aus logischen Functionen" verschont wünschen.

B. Damit kann es nicht verschont werden, denn von lauter „Geschmacksurtheilen, aus logischen Functionen geurtheilt," ist in der Kritik die Rede. „Das Geschmacksurtheil ist ästhetisch. Das Wohlgefallen, welches das Geschmacksurtheil bestimmt, ist ohne alles Interesse. Und doch beruht das Geschmacksurtheil auf Gründen a priori; es ist vom Begriff der Vollkommenheit gänzlich unabhängig u. f."

A. Mich dünkt, wir waren gestern auf einem ebenern Wege; wie, wenn wir dahin ruhig zurückkehrten? Wir sahen, daß auch bei den dunkelsten Sinnen unser Gefühl von Lust und Unlust auf etwas sehr Wesentlichem, auf der Erhaltung unsres Seyns und Wohlseyns ruhe, daß der fühlende Sinn selbst nichts anders sey, als eine Macht, das ihm Harmonische sich mit einer Empfindung dieser Harmonie, d. i. des Genusses anzueignen; dagegen das Feindliche kräftig von sich zu entfernen. Wir sahen, daß zu Ausübung der letztgenannten Energie die Natur uns, nach Beschaffenheit des Sinnes, mit einer weckenden Vorahnung begabt habe, und daß auf dem regen Spiel dieser Kräfte

das Wohlbefinden unserer Sinnlichkeit, die Eudämonie der Gesundheit beruhe. Wollten wir nicht mit gleich ruhigem Schritt zur Region der feineren Sinne hinaufsteigen?

Also dann. Gewiß wären wir von der Natur stiefmütterlich-karg ausgestattete Wesen, wenn uns unsre Sinnen und Triebe blos auf thierische Erhaltung unsres Ichs einschränkten. Am Universum nähmen wir sodann keinen weitern Antheil, als sofern es auf unser leidentliches Gefühl wirkte, und annehmlich oder unangenehm unserm Körper sich mittheilte. Der Maulwurf und die Auster, wofern sie durch Licht und Schall am Unermeßlichen Theil nehmen, wären reicher begabet. Die Natur gab uns umfassendere Sinne, Gesicht und Gehör.

C. Vergessen wir den Sinn des tastenden Gefühls nicht! der in dem, was er uns giebt, mit Unrecht zu den gröberen Sinnen gezählt wird. Nicht blos als Helfer und Prüfer stehet er dem Gesicht und Gehör bei; jenem giebt er sogar seine festesten Grundbegriffe, ohne welche das Auge nur Flächen, Umrisse und Farben wahrnähme.

A. Das hat uns Berkeley gelehrt,*) und die seitdem gemachten Erfahrungen mit Blindgebohrnen haben seine Theorie bestättigt. Gäbe nicht also vielleicht auch das tastende Gefühl mit Wohlgefallen des inneren Sinnes, uns Begriffe vom Schönen? Die blos leidentlichen Unannehmlichkeiten des Scharfen, Spitzigen, Rauhen u. s., setzen wir dabei zum Grunde; sie gehören dem gröberen, dem sich bewahrenden Gefühl, also nicht hieher, wo unser Zweck auf feinere Begriffe ausgeht. Lassen Sie uns zu dem Ende Gesicht und Gefühl verbinden, und Jenes auf Dieses zurückführen.

Das tastende Gefühl, wie nimmts eine Linie wahr?

C. Als das Ende einer Fläche, die Fläche als das Ende eines Körpers. Auch die

*) Berkeley on the principles of human knowledge und seine new theory of vision. G. Berkele'ys works Vol. I. Lond. 1781. Diderot letres sur les aveugles und die über Blindgebohrne und Sehendgewordne von Cheselden gemachten Bemerkungen in Smith-Kästners Optik; Priestlei-Klügels Geschichte der Optik u. s

subtilste Mathematik betrachtet Linien und Flächen nicht anders. Der blinde Saunderson konnte die ganze Geometrie lehren, indem er in ihr von der Körperlehre, der Stereometrie, ausging.

A. Welches wäre nun die Linie der Festigkeit, auch dem tastenden Gefühl der Körper.

C. Die gerade Linie. Horizontal und vertical trägt sie, und stützt aufs gewisseste Gesicht und aufs stärkste. Nichts beleidigt das Gefühl mehr, als ein hangender Balke, der gerade liegen, eine schiefe Säule, die gerade stehen, eine krumme Schwelle, auf die man treten soll. Jene drohen zu fallen und zu erschlagen; über diese fällt man.

A. Ein zackichtes Linial, ists dem Gesicht und Finger angenehm?

C. Weder jenem noch diesem, weil es dem Begriff dessen widerspricht, was Auge und Gefühl hinauf- und hinabgleitend erwarten.

A. Erhöhen wir diese Linien und Flächen der sichern Festigkeit zum Körper; welcher wird es?

C. Ein Würfel. In ihm sind alle sechs Seiten einander gleich; er liegt oder

steht, hält und trägt auf jeder Basis gleich fest, unbeweglch.

A. Erweitern wir das körperliche Viereck zum Rectangul; was sagt uns der Körper?

C. Er fragt; „warum ist meine Länge größer, als meine Breite? was soll ich tragen? Würde Eine meiner Nebenseiten zur Basis; wozu wäre, was träge ich dann?

A. Also ist dies körperliche Viereck auch den tastenden Gefühl weniger in sich vollendet, als jener sich selbst entsprechende Würfel?

C. Er hat allerdings über seine Gestalt eine weitere Auskunft nöthig. Noch mehr alle unregelmäßige Figuren.

A. Bauen wir den Würfel in die Höhe —

C. Er wird ein Rectangul, so hoch er geführt werde; seine Basis der Festigkeit bleibt ihm.

A. Führen wir ihn zur Spitze auf seiner Basis —

C. Es wird das Gebäude der höchsten Festigkeit, die ewige Pyramide. So lange ihre Grundfläche dauert, ruhet jeder Stein über ihr bis zum obersten Schlußstein unbeweglich.

A. So auch die Pyramide auf der halben Basis des Würfels? so auch das Prisma?

C. Nach Verhältnissen ihrer Grundfläche und Höhe. Gerade Linien können dem Gefühl keine andern Begriffe, als der Festigkeit und Sicherheit geben, nach den Verhältnissen, in denen sie Körper begrenzen.

A. Nehmen wir aber statt der geraden die krumme Linie, deren kein Theil einem Theil Jener gleich ist, den Cirkel z. B., und erweitern ihn körperlich zur Kugel; was sagt die Kugel dem tastenden Gefühl, wie dem Auge?

C. Bewegung. Nur auf einem Punkt ruhet sie, immer zum Umkreisen bereit, immer im Lauf. Alle Radien streben in ihr zum Mittelpunkt; mit sich selbst umschlossen ist sie ein Körper der regelmäßigsten Fülle, geschickt zur gleichmäßigsten Bewegung.

A. Eine Kugel, auf einem Würfel ruhend, ist also wohl ein sehr ausdrückendes Bild?

C. Der Würfel ein Bild der höchsten Festigkeit, die Kugel ein leibhaftes Symbol der leichtesten gleichmäßigsten Bewegung; beide die regelmäßigsten, in sich beschlossensten Körper.

A. Erhöhen wir, wie dort die Basis des Vierecks zur Pyramide, so hier die Kugel zur Spitze des Kegels.

C. Zum Stande des Kegels muß ich ihr die Linie der Festigkeit, eine flache Basis geben; abstrahirt von dieser, behält sie ihren Charakter. Sie eilt in der schnellsten Schwingung wie die Flamme, zu einer Spitze hinauf. Ihr Charakter war und bleibt also Bewegung. Es gibt in der Natur kein ausdrückenderes Bild derselben, als die Flamme, die zur Spitze hinauf eilet. Auch haben die zeichnenden Künste das Bild, selbst wo es nicht hingehörte, angewandt und dadurch die aufwallende Bewegung in ihren Darstellungen zuweilen sogar übertrieben, *)

*) E perchè in questo loco cade molto à proposito un precetto di Michel Angelo, non lasciero dì referirlo semplicemente, lasciando poi l' interpretazione e l' intelligenza di essa al prudente lettore. Dicesi adunque che Michel Angelo diede una volta questo avvertimento à Marco da Siena pittore suo discepolo, che dovesse sempre fare la figura piramidale, serpentinata e

A. Also werden wir allenthalben in der Natur, wo diese aufwallende, emporsteigende Bewegung sich zeigt, auch diese Linie finden?

C. Allenthalben, nur nach dem Maas der Bewegung, nach der Beschaffenheit der Körper und Elemente verändert. Auch der Rauch, die Dünste, steigen also auf. So

moltiplicata per uno, doe e trè. E in questo precetto parmi che consista tutto il secreto de la pittura. Imperochè la maggior grazia e leggiadria che possa haver una figura è, che mostri de moversi, il che chiamano i pittori furia de la figura. E par rappresentare questo moto non vi è forma piu accomodata, che quella de la fiamma del foco, laquale, secondo che dicono Aristotele e tutti i Filosofi, è elemento piu attiuo di tutti e la forma de la sua fiamma è piu atta al moto di tutte. Perchè ha il cono e la punta acuta, con laquale par che voglia romper l' aria e ascender à la sua sfera. Si che quando la figura havra questa forma, sarà bellissima. U. f. Lomazzo Trattato dell' Arte della Pittura, Scoltura e Architettura. L. I. C. I. p. 22.

die Wellen des im Sturm kochenden Meeres; so in sanfteren Umrissen der Kelch der Blume, so die Knospe, so die schönste Knospe, die Rose —

A. Und diese aufsteigende Bewegung ist jedermann verständlich?

C. Sehr verständlich in allen Gestalten. Wie man weiß, daß die Spitze sticht, das Eckichte stößt, daß das Rauhe reibt, der Keil spaltet: eben so begreift sich das Sanft-aufsteigende und Niederfließende, das svelto.

A. Für eine schöne Sache, ein schöner Name. Svelto ist gleichsam svegliato, aus der Ruhe geweckt, aufstrebend; wogegen die gerade Linie fest und starr, aber sicher stehet oder lieget. Alle Linien der Schönheit werden sich also zwischen der Kreis- und geraden Linie finden, und jede in dem Maas als sie an Festigkeit oder an Bewegung Theil nimmt, auch jener oder dieser sich nähern?

C. Jede. Um je mehr sich die Linie der geraden nähert, um so standhafter und schwerer wird sie; je leichter sie sich schwingt und fortschwingt, desto ausdrückender wird sie für Bewegung. Vorausgesetzt, daß sie nicht als

bloßes Spielwerk allein, sondern als Natur der Sache an Körpern oder Figuren erscheine. Indessen auch als Spielwerk verläugnet sie ihren Charakter nicht, wie alle wohlgewählte Verzierungen zeigen. Die schönen Arabesken Raphaels und der Alten, selbst die Verzierungen der Kunst, die mit Zierathen am sparsamsten seyn muß, der Baukunst, zeigen dies in den schönsten Erweisen.

A. Man schrieb und sprach einmal viel von der Schlangenlinie, als der Linie der Schönheit.

C. Der Name ist unbestimmt, weil er nicht sagt, in welcher Richtung und mit welcher Biegung die Linie sich schwingen soll, ob einförmig oder abweichend. Anders schlängelt sich die Schlange auf ihrem geraden Gange; anders wenn sie sich hebt, andes wenn sie Ringe flicht u. s. Allgemein aber kann der Name nichts ausdrücken, als eine sanfte oder stärker fortschießende, endlich eine heftige Bewegung. *) Warum soll ich aber bei

*) Schon Michel-Angelo dachte an die figura serpentinata, die er aber mit der piramidale, dem cono, der fiamma del foco verband. Parent unter-

Allem, was sich sanft wendet und windet, was sich hebt und aufsteigt, oder senkt und niederfließt, bei Verjüngungen an Stengel und Stamm, an Aesten und Baum, bei Convolveln, Knospen, Kelchen, Blättern und Früchten immer nur die Schlange denken? Unzählige Biegungen von der Spirallinie und Conchoide an, alle Undulationen hindurch, sind nach Beschaffenheit des Zwecks der Bewegung den verschiednen Gestalten der Natur auf eine so eigne Art zugemessen, daß jede nur an ihrem Körper bedeutet, was sie bedeuten soll. Keine Biegung, die zwischen dem

suchte die Linie der körperlichen Schönheit, des contours elegans, des inflexions douces et lentes mathematisch; es war nicht fein, daß man ihn, der viele Gegner hatte, durch Spott abschreckte. Zu unsrer Zeit brachte Hogarth, der nichts minder, als ein Mahler der Schönheit war, die Wellen- und Schlangenlinie, als den Contour des Reizes und der Schönheit in Bewegung, über dessen Zergliederung des Schönen (übersetzt, Berlin 1754) der Anhang zu Hagedorns Betrachtungen über die Malerei (Leipz. 1762.) Th. 2. S. 795. eben so bescheiden, als gründlich urtheilt.

Cirkel und der geraden Linie liegt, möchte ich ihres größeren oder kleinern Antheils am Ausdruck schöner Bewegung berauben.

A. Also gäbe es keine eigentliche Linie des Reizes?

C. Wenn dies Wort die Charis der Griechen, die venustas der Römer bedeuten soll, so hat man, dünkt mich, den Namen der zartesten Bewegung hier gemißbraucht. Eine Linie drückt so wenig jeden Reiz jeder lebendigen Bewegung aus, so wenig sich die Charis in zwey Gestalten und Bewegungen gleich offenbaret.

A. Bleiben wir also bey unsern bestimmten Körpern: Da wir Einen Körper der höchsten Festigkeit, den Würfel, Einen der vielseitigsten Beweglichkeit, die Kugel fanden; wie? wenn beide sich einander, näher und gleichsam verschmelzt werden sollen, so daß jener von seiner festen Unbeweglichkeit, dieser von seiner leichten Allbeweglichkeit gleichviel aufgebe; was wird werden?

C. Ein Oval in einer sanften Ellipse. Es hat Beweglichkeit, aber nicht nach allen Seiten gleich, wie die Kugel; nicht in Einer einzigen Richtung, wie die Walze. Das Ey

wälzt sich und ruht, ein mit sich selbst beschlossener Raum, geweitet gleichsam zu einer stillen Entwicklung. Seine längere Axe ist die Linie seiner Festigkeit, die kürzere sein Diameter der Bewegung; die schönsten Proportionen sind in ihm dem Auge sichtbar, der tastenden Hand begreiflich.

A. Wollen wir von zwei gegebnen Punkten einen Bogen aufführen, der sich selbst hält und träget, was wird?

C. Eine Cykloide; je leichter sie sich hält, desto schöner. Aufgethürmt wird sie eben so schwer anzusehen, als gefährlicher und unsicherer zu ihrem Zweck, den sie bei wachsender Aufthürmung kaum mehr erreichet.

A. Von zwei gegebnen Punkten lassen wir einen Körper hinunterfließen, der sich selbst trage, was wird er?

C. Eine Cykloide. Zerrt man die in sich selbst schwebende Blumenkette, so zerreißt sie, oder macht eine spitze unangenehme Gestalt.

A. Wie die Gestalt in Ruhe, so in der Bewegung. Schlägt man ein gespannetes Seil, was erfolgt?

C. Eine Welle Schwingungen, an Gestalt und Schnelle nach Verhältnissen der

Dicke und Spannung des Seils und nach der Kraft des Schlages verschieden. Aber die Wellen legen sich, die Schwingungen ermatten, bis im sanftesten Uebergange das Seil in sich selbst zurücktritt, und lose gespannt in der ihm eigenthümlichen Schwere zur Ruhe sinket.

A. Schwingen wir das Seil —

C. Es erfolgt ein Gleiches, ebenfalls in zusammengesetztem Verhältniß.

A. Lassen wir die Linie der Festigkeit selbst, einen geraden Körper, einen Stecken, ein Lineal schweben, was suchen wir in ihm?

C. Seinen Schwerpunkt, damit er von beiden Seiten gleich schwebe. Ist der Körper regelmäßig und von beiden Seiten gleich, so finden wir den Schwerpunkt in seiner Mitte; zu beiden Seiten wiegen sich seine beiden Arme gleichförmig.

A. Wie nennen wir diese Wolordnung einer Mitte zu ihren beiden Seiten?

C. Symmetrie. Wir suchen sie bei jeder Breite und finden sie mit Vergnügen. Die ganze Eurythmie der Baukunst ist auf sie gebauet; in allen Gestalten der Natur

in denen ein Mittelpunkt oder eine Mitelgestalt ist, ist sie die Herrscherin, die auf beide Seiten hinaus ordnet.

A. Diese zu finden, allenthalben zu finden, gewährt uns Vergnügen?

C. Auch der Blinde sucht und findet sie und genießt ihrer, wenn ihm gleich der schnelle Ueberblick des Auges fehlet; seine Wohlgestalt, eine auf sich selbst gegründete Consistenz der Wesen ertastet er sich langsamer, ruhiger, aber vielleicht sichrer, fester.

A. Sammeln wir diese Grundbegriffe, was für ein Resultat geben sie?

C. Das einfachste, das wir denken können: denn die Natur handelt in Allem sehr einfach. Wohlgestalt, gefällige Form der Körper ist eine Verbindung ihrer Theile zu einem Ganzen, zu dem Ganzen, daß dieser Körper seyn soll, sofern sie unsern tastenden Gefühl oder unserm Auge, das dem Finger unendlich zarter nachtastet, ein sanftes Gefühl ihrer Ein- und Zusammenstimmung geben. Wohlgestalt ist uns eine gefällige Fassung und Zusammenordnung der Theile eines Körpers zu seinem Ganzen. Da nun aus Ruhe und Bewegung die Harmo-

nie der Natur zusammengesetzt ist: denn der Körper soll in sich bestehen, und die ihn constituirenden Kräfte sollen aus sich wirken: so kann man ihn wie ihm Streit der Elemente empfangen, nachdem sich diese friedlich geschieden und in Biegungen umgrenzet, in seiner Bestandheit gleichsam aus Ruhe und Bewegung zusammengesetzt denken. Je näher der geraden Linie, desto mehr bezeichnet seine Gestalt Festigkeit; je Biegungsreicher oder gebogner seine Formen, desto mehr, auf- oder abschwingend, sind sie Ausdruck seiner Bewegbarkeit. Da aber auch diese nicht ohne Mittelpunkt, ohne Achse oder Brennpunkt seyn können, so ordnet sich die Eurythmie der so verschieden gestalteten Körper nach dem Umfange, dem Mittelpunkt und dem Maas ihrer Kräfte. Den Inbegriff aller Linien, sowohl der Festigkeit, als der Bewegungen, macht uns der Kreis, die Kugel sichtbar: in ihr kann alles bezeichnet und zur Anschauung gebracht werden: Ruhe in ihrem Mittelpunkt Bewegung in ihrem Umkreise, in ihren Ausschnitten und Beugungen, jede Art, jeder Grad der Bewegung, Festigkeit in ihrem Durchmesser, in jedem auf ihrem Mittelpunkt ge-

stützten Winkel. Keine Linie, keine Gestalt und Umgränzung der Natur ist ein willkührliches Spiel; an Körpern ist sie, dem tastenden Sinn sogar, reeller Ausdruck ihres Wesens, ihres Seyns, zusammengesetzt aus Solidität und aus Kräften, in Rücksicht auf Ruhe und Bewegung.

A. Also wirds bei allen Gestalten auch ein Maximum ihres Daseyns, einen Punkt ihrer Vollkommenheit geben?

C. Bei jedem Theile jedes Ganzen sogar giebts ein Maximum seiner Art. Wo Regeln einander einschränken, so daß, was nach Einer Regel zunimmt, nach einer andern abnehmen muß, wird immer ein Maximum oder Minimum, nach Rücksicht auf Mittel und Zweck, in Ruhe oder in Bewegung. Die sinnliche Wahrnehmung dieses Maximum in allen dahinstrebenden Mitteln und Kräften ist das Gefühl der Vollkommenheit eines Dinges seine Schönheit.

B. Das Alles wird uns die kritische Philosophie nicht zugeben. Das Wohlgefallen ihrer „Geschmacksurtheile" aus allen Sinnen und Kräften der menschlichen Natur, geschweige aus diesem ihr gewiß grobscheinenden Or-

gan ist, „ohn' alles Interesse, ohn' allen Begriff; vom Begriff der Vollkommenheit ganz unabhängig, Gegenstand eines nothwendigen, allgemeinen Wohlgefallens ohne Vorstellung eines Zwecks am Gegenstande, aus Gründen a priori."

C. Ueber das Leere und sich selbst Widersprechende, über das Gemeine und Gemeinste solcher Geschmacksmomente sollte man kaum ein Wort verlieren, da sie blos zum Scherz und im Scherz aufgestellt scheinen. Eine Sänfte der Geschmacksurtheile von vier logischen Funktionen, Quantität, Qualität, Relation und Modalität, die alle ohne Begriff sind, getragen; die Sänfte hat weder Sitz noch Boden, und das Wohlgefallen, die Charis in ihr, auch ohne Begriff und Grund, die weder sitzen noch stehen kann, mußte sich auf die Straße des Gemeinsinnes verlieren. Wenn aber dabei die Träger dieser „Geschmacksurtheile" so zudringend werden, daß, indem sie ein „Schönes ohne Interesse, Begriff und Vorstellung" postuliren, sie ein solches zugleich, als ein „allgemeines, nothwendiges Geschmacksurtheil," ja gar als einen „Gemeinsinn" aufdrängen,

fodern, gebieten, so weiche jeder einer Philosophie aus, die alle Philosophie aufhebt. Ein allgemein = nothwendiges Wohlgefallen ohne Begriff und Vorstellung des Zwecks als Basis aller Geschmacksurtheile vorausgesetzt und postuliret, macht auch geneigt, ein solches Wohlgefallen ohne Begriff und Vorstellung als subjectiv nothwendig aufzudrängen und zu zürnen, wenn der Gemeinsinn ihm nicht beistimmt.

A. Lassen wir also diese „Kritik des Schönen ohne Begriffe und Vorstellung,“ und bleiben beim wahren Gemeinsinn, dem Urtheil aus Gründen: den der natürliche Verstand, den jene Kritik unter dem Namen des popularen Verstandes tief hinabsetzt, vermißt sich nie ohne Gründe zu urtheilen, so oft er sich auch an ihnen betrüge. Einer blindgebohrnen Bäuerinn ward die Frage vorgelegt: welcher Tisch schöner, d. i. ihr angenehmer sey, ob der viereckige oder der runde? „Der ovale, antwortete sie: denn daran stößt man sich weniger, als an den Ecken des andern, an ihm ist alles auch angenehmer beisammen“ u. s. Dergleichen Urtheile über Wohlgestalt und Schicklichkeit der Theile zu einander, über das

angenehm-Zweckmäßige der Natur- und Kunstprodukte höret man im gemeinen Leben vom gesunden Verstande allenthalben, wenn sich der spielende mit Kritteleien und Wahnbegriffen aufhält. Woher dies? Die Natur hat uns allenthalben mit dem Angenehm-zweckmäßigen und Zweckmäßig-angenehmen so reich umgeben, und beide in einander so genau verschmelzt, daß nur ein verwöhnter Sinn sie trennen mag. Wir öffnen z. B. das Auge und sehen den Himmel, was siehet auch der gemeinste Sinn in ihm?

C. Ein schönes Gewölbe, so sanft gebogen, die hohe Zeltdecke so gleichmäßig gespannt und gerundet, daß er nicht anders als mit heiterm Blick zu ihr hinauf sieht. Sie trägt sich selbst, die erhabne Hemisphäre, am Ende des Horizonts gespannt auf die ewigen Pfeiler der Berge. Beide Gestalten, der Festigkeit und Schönheit, heben und stützen einander; unter diesem Dach wohnen wir, mit einer Abwechselung der Nacht und des Tages, über allen Ausdruck erhaben und freundlich.

A. Die Luft, wenn in Stößen, oder in Wirbelungen der Sturm ausgebrauset hat

und sie sich sanft zur Ruhe senket; noch webet das Laub, noch schwanken die Gipfel, bis auch sie ermatten, noch horchend gleichsam, ob alles Feindliche schläft.

C. Das Meer, in prächtigen Wellen hob es der Sturm empor; unzählbar verschieden waren seine Vertiefungen und Wasserberge. Der Sturm sank, und in den schönsten Uebergängen legen sich unter ihm die Wellen zur glatten Fläche nieder. Ein Ocean schöner Formen in Ruhe und in Bewegung.

A. Am Himmel rollen die glänzenden Kugeln hinauf und hinab, Urbilder der sanftesten Bewegung im Lauf wie in der Gestalt. Und dort steht am Himmel die zurückgeworfene Glorie der Sonne, der farbigflammende Bogen.

C. Auf der Erde Linien der Wohlgestalt, an jeder Hervorbringuug derselben in Ruhe und in Bewegung. Die spitzen Pfeiler des Himmels rundet die Zeit ab; sanfte Linien fließen von Bergen zu Bergen. Man reiset mit ihnen: das Auge hängt an ihnen und verfolgt sie. Verhaßt wird uns eine zackige Gegend; eine nichtssagende, charakterlose wird uns langweilig. Wo die Natur sich mächtig

in Bergen, sanft in Thälern bezeichnet, da fliegt unser Muth in kühnen Traum empor, da wohnt im Busen des Thals unsre stille Seele.

A. Im Thale schlängelt sich ein Fluß. Als er vom Felsen herabstürzte, und diese ganze jetzt schöne Vertiefung mit reißenden Fluthen bedeckte, nannte man die Gegend fürchterlich, grausend. Die Wasser sanken; nach ewigen Regeln der Natur ist des Stromes Bett sanft bereitet. Da schleicht er, lustwandelnd, aus- und ein sich beugend fort, und liebet und küßt die Gegend. Nach unwandelbaren Gesetzen der Natur sind diese Umwandelungen erfolgt und erfolgen; wir mögen diese deutlich erkennen oder nicht, ihre Resultate sind uns vor Augen, sie werden von unserm Sinn erkannt, sind unserm Gefühl harmonisch.

C. Dieser Baum, in seinem Aufstreben gerade, in Aesten und Zweigen so vielartig und doch sich selbst so harmonisch gebogen —

A. Im Bau und Umriß seiner Blätter, Blüthen und Früchte so vielfach und doch sich selbst so harmonisch.

C. Vom höchsten bis zum niedrigsten, vom Palmbaum zum Moose, zum Schim-

mel, zur Flechte. Dürfen wir uns nicht freuen, daß wir in einer Welt der Wohlordnung und Wohlgestalt leben, wo alle Resultate der Naturgesetze in sanften Formen uns gleichsam ein Band der Ruhe und der Bewegung, eine elastisch = wirksame Bestandheit der Dinge, kurz Schönheit, als leibhaften Ausdruck einer körperlichen Vollkommenheit, ihr selbst und unserm Gefühl harmonisch offenbaren? Höchst reel und energisch drängt uns die Natur allenthalben das Wahre und Gute, Realität in Wirksamkeit und Bestandheit, mit ihren Gründen und Folgen, mehr oder weniger von uns erkannt, aber erkennbar, selbst auf. Dies fühlt unser Sinn; wir genießen die Früchte dieser harmonischen Zusammenordnung; alles Unangenehme und Widrige, alle Leiden machen uns darauf auch wider Willen aufmerkend. Der gemeinste Finger versteht, daß eine Spitze steche, eine Schärfe schneide, daß also, wo die Natur dergleichen Glieder der Distel, dem Schwerdfisch, dem Rachen des Ungeheuers verlieh, sie auch an ihm Werkzeuge seiner Erhaltung durch fortstoßende oder zermalmende Kräfte seyn sollen, daß sie sich, als solche,

die sie sind, reel darstellen und unserm Gefühl sehr empfindlich werden. Auf gleiche Weise erkennet der Sinn und in ihm der Verstand das Sanftgebogene, das mit sich und dem Gefühl Uebereinstimmende, das in sich selbst Beschlossene, Umschränkte. Je mehr Ideen der Sinn dem Verstande, in gehörigem Maas, in einer angemessenen Zeit gewähret, je tiefer, reicher, ausgedrückter, diese Ideen sind, desto schöner erscheint die Gestalt dem Verstande. Unselig wäre das Geschöpf, das in ewiger Disharmonie mit sich selbst und allen Einrichtungen der Natur lebte; es lebte nicht oder schmerzhaft; seine Existenz ist undenkbar. Flach und oberflächlich empfände ein Geschöpf, das in allem Angenehmen ein Quasi-Nichts empfände. Vor dieser Scheinwelt ohne Begriff und Zweck wollen wir uns wie vor dem Tartarus scheuen, dem Reich der Schatten und Träume.

B. Sammlen wir diese Bemerkungen, so ergeben sich daraus folgende Resultate:

1. Was empfunden werden soll, muß Etwas seyn, d. i. eine Bestandheit, ein Wesen, daß sich uns äußert; mithin liegt jedem für uns Angenehmen oder Unangenehmen

ein Wahres zum Grunde. Empfindung ohne Gegenstand und desselben Begriff ist in der menschlichen Natur ein Widerspruch, also unmöglich.

2. Das Seyn oder die Bestandheit eines Dinges beruhet auf seinen wirksamen Kräften in einem Eben- und Gleichmaas, mithin auf seiner Umschränkung. Bewegung und Ruhe constituiren ihm ein Maximum, und bei mehreren Gliedern oder Rücksichten mehrere Maxima, Exponenten seines Bestandes. Wird diese Conformation zum dauernden Ganzen uns sinnlich empfindbar, und ist dies gefundene Maximum meinem Gefühl harmonisch, so ist die Bestandheit des Dinges, als eines solchen, uns angenehm; wo nicht, so ists häßlich, fürchterlich, widrig. Die Selbstbestandheit, d. i. das Wohlseyn des Dinges steht also im Verhältniß mit meinem eignen Wohlseyn, freundlich oder feindlich.

3. Der Punkt seines Bestandes ist eine Mitte zwischen zwei Extremen, gegen welche seine Kräfte sich äußern; daher nun Symmetrie und Eurythmie in Verhältnissen, die vom Einfachsten zur künstlich-

sten Verwicklung hinaufsteigen. Je leichter und harmonischer das Gefühl diese Verhältnisse wahrnimmt und sich aneignet; desto angenehmer wird uns die fremde, uns zugeeignete Bestandheit. Es trifft auf den Punkt seines Wohlbestandes, seiner Schönheit. Je schwerer, je disharmonischer; desto entfernter, häßlicher, fremder ist uns die Gestalt.

4. Da aller Bestand der Körper auf Gleichmaas beruhet; so sind in Ansehung dessen gerade Linien sein bedeutendes Maas. Da aber alle Kräfte sich äußern und aus sich treten und widerstehn, wo ihnen andre oder das ganze Universum entgegenstrebet: so werden Umschränkungen, Grenzen der Dinge eben so bedeutend uns in Biegungen gegeben, die vom Kugelumfange an bis zum letzten ermatteten oder ermattenden Druck auf einer Ebne reichen. Jedem verständigen Gefühl sind diese Linien durch sich verständlich: denn sie bezeichnen reel den Ausdruck jeder Bewegung, im Stoß und Druck, im Reiz und Reiben, wie in der sanftesten Berührung; vom Stich an bis zu dem leisesten Druck fast überirdischer angenehm nahender Empfindung.

5. Da jede Empfindung vom leisesten Anfange zum Maximum hinauf, und bis zum unmerklichen Ausklange hinunter ihre Bahn durchläuft, und die Gesetze jeder Bewegung ihr hierin gleichförmig oder widrig seyn müssen; so giebt das Verhältniß Einer zur andern Bewegung Harmonieen und Disharmonieen, die jedem feinern Gefühl empfindlich werden. Die sanfteren Auf- und Abgänge sind ihr die angenehmsten, wenn nicht eine höhere Regel dazwischen tritt und ihr Ungestüm sowohl rechtfertiget als auflöset. Alles dieß wird wahrscheinlich in den Gestalten und Bewegungen lebendiger Wesen durch alle Reiche der Natur sichtbar werden; wie wäre es, wenn wir uns in diese Lehrschule abgemessener ewiger Naturgestalten begäben?

A. Es wäre zu früh, da wir die Gesetze unsrer feinsten Sinne, des Gesichts und Gehörs noch nicht durchgangen sind und die Medien noch nicht kennen gelernt haben, durch welche diese am Universum Theil nehmen. Hier also geht unser Weg.

III.

Vom
Schönen und Angenehmen
der
Umrisse, Farben und Töne.

A. „Heil, heilig Licht! Quell des Lebens! Offenbarerin der Schönheit, Tagesbrunn!“ Mit jedem Tage sollten wir jene aufgehende Morgensonne also anreden; wir wollen sie aber, so viel an uns ist, besser preisen. Kennen wir etwas reineres, holderes, erfreuenderes, als das Licht?

C. Alle Nationen nennen es die Quelle der Schönheit. Vom Glanz, vom Schein leitet unsre Sprache das Schöne ab; es erscheinet. Wie Gold glänzt es ins Auge und leuchtet.

A. Was giebt uns das Licht?

C. Sich selbst; verborgen ist seine Pracht und Kraft mit allen ihren Heilbringenden Wirkungen und Wundern. Indessen, das fühlen und wissen wir alle, die Empfindung zu erwecken, die Schöpfung zu regen, zu reizen, das ist des Lichtes ewiges Amt. Allem Lebendigen schafft die Sonne Thätigkeit und Genuß, die Wärme eines fröhlichen Daseyns.

Ohne jene mächtige Lebenskugel empfänden, genössen wir nicht.

A. Was stehet dem Licht gegenüber?

C. Finsterniß. Wie das Licht mit sich selbst Leben giebt und zeigt, beseligend und befruchtend; so ist Finsterniß das Gegentheil von ihr in Allem; sie giebt nichts und zeigt nichts, alles Lebendige verschlingt sie oder bindet es mit schweren Fesseln.

B. Da behaupten wir vielleicht zu viel, meine Freunde: denn ob die Finsterniß blos eine Lichtberaubte oder eine Räuberin des Lichts sey, wer mag darüber entscheiden? Der Blindgebohrne, der nie das Licht sah und seine Wirkungen aufs Auge nicht kennet, hat eigentlich so wenig sinnlichen Begriff von der Finsterniß, als vom Licht; wir leihen ihm solchen. Licht und Finsterniß sind Gegensätze, die einander ausschließen; das Wirksame des Lichts kennen wir; ob die Finsterniß auch wirke? mich dünkt das lassen wir noch unentschieden.

A. So bleibe es vorjetzt unentschieden. Was wirket, was giebt das Licht dem Auge?

B. Die Erfahrungen der Blindgebohrnen, die sehend wurden, haben es gezeigt,

nichts als eine erleuchtete Fläche, auf ihr Umrisse, d. i. Figuren und Farben. Wie eine Bildertafel stand die Welt vor ihnen da, oder vielmehr wie ein bunter Teppich lag sie auf ihrem eröffneten Auge. Neugebohren mußten sie die Dinge, die sie als Körper mittelst des Gefühls wohl gekannt hatten, als Bilder auf der Fläche erst kennen lernen. Die Entfernung derselben gleichfalls: denn nur körperlichen Raum kannten sie, auch den fühlbaren Flächenraum nur an Körpern. Jetzt, da ihnen eine Welt von Umrissen in mancherlei Distanzen auf Einer sichtlichen Fläche vorgestellt ward, mußten sie jene körperlichen Darstellungen mit diesen gemahlten Vorstellungen vergleichen, beide zur Identität knüpfen, aus Merkmahlen des mehreren Lichts, des dunklern Schattens, durch Hülfe mancherlei oft trügender Erfahrungen, Urtheile auf Nähe und Ferne der Dinge wagen, sich also eine sichtliche Welt harmonisch der fühlbaren ordnen. Kinder, Schwachsehende thun es noch; in Fällen, wo beide Sinne mit einander zu streiten scheinen, haben wir alle keine andre Auskunft, kein Mittel zur Vereinigung der Sinne, als

das Gefühl leibhafter Formen. Das Gesicht also auf einem gemahlten Flächenraum giebt uns nur Umrisse, Figuren, Farben.

C. Giebt es damit nicht genug? Nicht etwa nur eine neue Sprache, ein verkürztes Alphabet für jene im Dunkeln ertastete Gefühle, deren Objekte es auf eine Tafel mahlt, und den Körper in eine projicirte Fläche verwandelt; sondern — heilige Macht! das allgegenwärtige Licht schafft uns gleichsam auf einmal zu Allgegenwärtigen um. Eine Welt von Gegenständen, dir wir im Dunkeln uns langsam, oft vergessend, selten vollständig hervortasten, oder aus den Aeußerungen andrer Sinne nur ahnen mußten, stellet Ein Lichtstral dem Auge, und dadurch der ganzen Seele, wie ein großes Mit- und Nebeneinander vor, nach ewigen Gesetzen geordnet.

A. Welches wären diese ewigen Gesetze? Wir treten vor die heilige Lichttafel der Schöpfung.

C. Zuerst und vor Allem Haltung. Ein Punkt ist der helleste im Auge und im Object; auf ihn fällt der Lichtstrahl. Zu allen Seiten treten die Objekte in verschiedene

Grade der Helle und Dunkelheit; dadurch wird eine unveränderliche Ordnung des Mit- und Nebeneinander im sichtlichen, wie dort im körperlichen Raume. Ein Punkt, der Lichtpunkt entscheidet. Dort ertastete sich das Gefühl eine Mitte mühsam; es ermaß aus ihr Symmetrie, Verhältnisse in Wirkungen strebender Kräfte, zwar sicher, aber dunkel und langsam; hier steht alles auf einmal da in hellgezeichneten Linien und Figuren. Eine Zauberhand, der Finger der Gottheit zeichnet sie uns vor.

A. Darf die Einbildungskraft mit diesen Gesetzen der Haltung spielen?

C. Ein Künstler, der mit der Haltung des Lichts zu spielen gedächte, wäre ein Wahnsinniger, der Spott einerndtete, vom gemeinsten Auge. „Er kann ja nicht sehen, wird man sagen; sonst würde er nicht so zeichnen.“ Haltung der Figuren in ihren Gliedern, Zusammenstellung derselben neben-, vor-, hinter einander; allgemeiner Zusammenhalt derselben im Hell und Dunkel; und wo es Farben gilt, die Beobachtung jeder Localfarbe, die Verschmelzung, der Wiederschein derselben; in Ansehung des ganzen Gemähl-

des endlich die Harmonie aller mit allen Farben, sind unerläßliche Pflichten eines Zeichners und Farbengebers. Die kleinste Abweichung, geschweige ein willkührliches Spiel, eine phantastische Behandlung derselben, zernichtet seine ganze Kunst.

A. Diese unzerstöhrliche Haltung also, diese Ordnung der Dinge neben-, vor-, hinter einander, ist sie Quell einer angenehmen Empfindung?

B. Einer der angenehmsten, indem sie uns ein Vieles auf Einmal, und zwar im richtigsten Maas, in den bestimmtesten Gegensätzen und Schranken vor die Seele bringt, und so lange wir wollen, festhält. Der tastenden Hand entwich ein Theil nach dem andern; diese Ordnung stehet da, und wenn ich den Gesichtspunkt verändere, sehe ich ein neues, eben so festes und reiches Gemählde, von einer neuen, endlich von allen Seiten.

C. Setzen wir hinzu, daß mittelst des Lichtstrals, wo meine Hand nicht hintasten kann, mein Auge hintastet. Den ganzen Umriß schöner Gestalten empfängt und umfängt es; es reicht durch Wolken, durch Hüllen und Gewande. Wenn ihm der innere Bau des

Körpers bekannt ist, siehet es durch die Haut das Spiel der Muskeln, den Knochenbau, den Lauf der Adern, mittelst des Lichtstrals tastend.

B. Vor allem aber, es siehet in jedem Einzelnen das E i n s, ein G a n z e s. Dies sieht es, früher als einzelne Theile, in allen Theilen auf Einmal, und fließt sodann vom Ganzen auf seine Glieder. Die helleste S y n t h e s i s, ein unwandelbares Eins zu constituiren, ist das Geschäft des Sinnes, dem wir die größte Wandelbarkeit zuschreiben, und seines Mediums, des Lichts. Durch Einen Punkt trifft es, faßt zusammen und bindet. Giebt es eine klärere, festere, schönere Einheit, als diesen Punkt der Licht-Einheit? Da nun kein Lichtpunkt ohne Ausstrahlung nach allen Seiten, kein Punkt im sichtlichen Raum ohne Weiten und Räume zu allen Seiten hingedacht werden kann; welche Welt unzerstöhrbar-heller Harmonie und Ordnung tritt vor uns!

A. Wenn diese W e l t d e r H a l t u n g also sich aus ihrer Haltung nicht bringen läßt; ein desto leichter Spiel hat wohl die Einbildungskraft mit den F a r b e n? Ein tändelnder Licht- und Luftgenius hat sie vielleicht auf

die Körper geworfen, und tändelt fort mit ihnen; warum sollte die Phantasie dieser Genius nicht seyn und mit ihnen spielen?

C. Das wird niemand sagen, der je ein Prisma verständig in die Hand nahm. Die Farben, was sie auch seyn mögen, folgen einander in unverrückter Reihe; sie fliessen aus-sie wandeln sich in einander; kein Brechen und Beugen kann dieses untrennbare System ändern, das in sich so fest als jedes andre System körperlichgeistiger Erscheinungen und Kräfte.

B. Ich wünschte darüber eine nähere Erklärung.

C. Unverwirrbar folgen in ihren Abstufungen auf- und niederwärts die Farben von Blau zu Gelb, von Gelb zu Roth auf einander, wie wir sie bei jeder Flamme des Lichts mit und ohne Prisma wahrnehmen können; sie bilden ein unzerstöhrbar System, eine Scala.

B. Sie glauben also, daß Sie nur drei Farben nannten, nicht an Newtons sieben einfache Farben?

C. Gern glaube ich, wenn ich nur wüßte, wo dies Einfache anfänget oder auf-

hört? Daß meinem Auge das Farbensystem der Natur nur bis auf einen gewissen Grad bemerklich werde, daß meine Hand manche zu fern aus einander stehende Farben dergestalt nicht mischen kann, daß ihre Mittelfarbe erscheine, beweiset weder, daß diese Farben an sich rein, noch daß jene an sich höchsteinfach sind: denn was wären höchsteinfache Farben? Was mir als Farbe erscheint, entspringt aus dem Lichtstral, d. i. aus einer sich ausbreitenden Flamme, deren jeder Theil nach ihrer Kraft wirket; roth, das schnellste, das ich zuerst sehe, das mir, nach schnell weggenommener Flamme, zuerst erscheint, auch dem Prisma am wenigsten brechbar; blau, das Schwerste und bleibendste, daher es vielartig gebrochen werden kann; Gelb mit Blau gemischt, giebt grün, mit Roth andre Farben. Nach der Bildung meines Auges kann die Erscheinung nicht anders seyn: denn wenn mein Sehnerve in allen Punkten und Graden seiner Reizbarkeit harmonisch erregt und thätig gemacht werden sollte; so entstand in ihm die Scala der Farben natürlich. Könnte ich jede Farbe aufs neue nuanciren, so bekäme ich statt sieben (und warum sieben?) siebzigmal sieben

Farben in immer derselben feineren Farben-scala. Wie durch Einen reinen Ton der Musik uns unzerreißbar ihre Tonleiter in allen Tönen und Tonarten gegeben ist, so im Lichtstral oder in seinem irdischen Repräsentanten, der Flamme, nach einem festen System alle, d. i. unendliche Farben, jede mit jeder gegeben, keine ohne die andre denkbar. Tobias Mayer hat aus Mischung der drei Hauptfarben 819 Farben deduciret. *)

A. Also muß auch das Angenehme der Farben ein System seyn?

C. Nicht anders. Jede Farbe, so reiner sie uns erscheint, desto angenehmer. Weiß vor Allem: denn es ist der Repräsenntant des Lichts; es stralet zurück alle Farben. Sodann in großen Gegensätzen, obwohl mit gleichem Wohlgefallen roth und blau; weßwegen auch mehrere Nationen diese die schönen Farben nennen und sie beiden Geschlechtern zutheilen; festes Blau dem Mann, zartes Roth dem Weibe. Grün ist eine gemischte, gelb ein Caricato der Lichtfarbe; die andern feiner

*) S. Tob. Mayer. de affinitate colorum in opp. ej. ineditis Vol. I. p. 31. Göttingen 1775.

gemischten sind Uebergänge, auf denen das nicht verwöhnte Auge weniger ruhet, die es nur als Uebergänge angenehm betrachtet. Die grauen schmutzigen Farben, insonderheit wo das schöne Weiß und Roth befleckt erscheint, (das festere Blau kann mehr ertragen) mißfallen ihm; die zu bunt gemischten verworrenen Farben sind ihm widrig, alles nach Gesetzen des Lichts und seines feinen Clavichords, des Auges. *)

B. Darf ich, ob wir gleich die Finsterniß oder das Schwarz von unsrer Untersuchung ausschlossen, diesem schwarzen Wesen oder Unwesen eine Lobrede halten? Es scheinet mir, wenn das Licht, der glänzende Vater des ganzen Farbensystems ist, die Mutter der Farben. Als Licht die Finsterniß bestrahlte, ging jenes tiefe Blau aus ihm hervor, in welchem auf den höchsten Gebürgen Mond und Sonne herrlicher strahlen, als unser Auge je sie sah. Es scheinet schwarz und mußte sich tief herablassen, eh es zu irdischen Farben gelangte. Danieden mit Licht gemischt, webte es den grünen Teppich der Erde, aus welchem nach

*) S. Mengs Gedanken von der Schönheit. Zürich 1774.

vielen Verarbeitungen des Lichts endlich auch die Lilie, die Rose, die goldne Sonnenblume hervorsteigen konnte. Ganz aber ließ es sich sein Antheil an Bekleidung der Welt nicht nehmen; auch dunkle Blumen färbten sich; ein Theil des Menschengeschlechts, der sinnlichste, der geschlankste, kleidete sich in seine Farbe. Von Anbeginn an ward das Regiment der Schöpfung zwischen Licht und Dunkel getheilt; da sitzt sie, die Nacht, die Thronende und bewahrt die Grenzen der Schöpfung.

A. Der Lobrede, im Scherz oder Ernst gesagt, bleibe ihr Werth; allerdings gehört zu einem Satz ein Gegensatz, wie zu einer Mitte zwei Extreme. Das wirksame Weiß, das alle Stralen fortsendet, beziehet sich endlich auf Etwas, das alle Stralen verschlingt; in beiden erscheint abermals ein Maximum und Minimum seiner Art, wie wirs bei den Objekten andrer Sinne bemerkten. Gäbe es aber nicht einen Haupt-Unterschied zwischen den Empfindungen dieses und der vorigen Organe, den wir bisher übersahen? Beym leidenden Gefühl, beim Geruch und Geschmack ward das Objekt oder Theile desselben mit uns Eins; wir haßten und liebten, begehr-

ten und scheueten in- und für uns. Auch bei dem tastenden Gefühl war noch kein Medium zwischen uns und dem Gegenstande, den wir unsrer Natur zueigneten —

C. Hier aber steht zwischen uns und dem Gegenstande das wirksame Medium rein und unwandelbar da, in ihm selbst die Regel zeigend, zu der unser Organ geformt ist; allerdings ein großer Exponent zu Aufhellung unsrer Begriffe des Angenehmen und Schönen. Verkürzt muß diesem Sinn das körperliche Objekt wie eine Flächenfigur erscheinen, damit es in der sichersten Haltung nach Licht und Schatten, in Linien und Farben von ihm gefaßt werde, damit das Auge verständig sehen lerne. Sein Angenehmes wird hiermit ein fortgehendes Werk des zeichnenden ewigen Verstandes.

A. Wollen wir also nicht, um diesen Exponenten, ein abgesetztes reines Medium kennen zu lernen, dem viellehrenden klaren Sinn des Gesichts sogleich seinen Bruder, das Ohr, zuführen? Wir treten damit in eine neue Welt ein.

C. Für mich eine dunkle Welt. In ihr schwinden nicht etwa nur körperliche Formen.

sondern auch Umrisse, Figuren, Raum und das Licht selbst. Wir steigen zu einem Tartarus nieder.

A. Der goldene Zweig, und die heilige Flamme und Orpheus Leier sollen uns begleiten. Wir steigen ins Gebiet der Töne, zwar eine unsichtbare Welt; was haben wir aber verlohren? Nichts als Aeußerlichkeiten der Dinge, Form, Umriß, Figur, Raum; vom Innern erfuhren wir durch sie wenig, und dies Wenige nur durch ein Zurückkommen auf uns selbst. Dies Innere, unsre Empfindung, bleibt uns.

*

* *

A. Wenn Dinge um uns her uns ihr Inneres nicht andeuten, sondern ankündigen wollen, wodurch geschieht es? wodurch kann es allein geschehen?

C. Durch einen leeren Schall?

A. Durch einen nicht leeren Schall: denn jeder Schall ist ausdrückend, also mehr als andeutend. Er drückt ein Inneres aus; er bewegt ein Inneres.

Hören wir uns selbst und die Natur.

Wodurch äußert sich die allgemeinste, allverbreitete Kraft der Körper?

C. Durch Bewegung; mittelst dieser offenbaret sie sich selbst in Wirkung.

A. Und diese Bemerkung wird erreget?

C. Von außen durch Bewegung, Anstoß, Schlag oder sonst Antrieb eines Körpers.

A. Wie nennen wir den Körper, der gestoßen sich widersetzt und sich wiederherstellt?

C. Jenen einen harten, diesen einen elastischen Körper. Alle harte Körper sind bis zu einem Grad elastisch.

A. Gestossen, elastisch sich wiederherstellend, giebt nicht jeder Körper einen Schall? Ist nicht ein Medium da, das diesen Schall aufnimmt, fortträgt und andern harmonischen Körpern mittheilt? Was ist also der Schall anders, als die Stimme aller bewegten Körper, aus ihrem Innern hervor? ihr Leiden, ihren Widerstand, ihre erregten Kräfte andern harmonischen Wesen laut oder leise verkündend. Tönen die Stimmen aller dieser Bewegten und Widerstrebenden alle gleich?

C. Bei weitem nicht. Anders tönt das geschlagene Metall, anders die gerührte Saite. Anders lispelt das Rohr, anders ruft die geläutete Glocke, anders die Tuba.

A. Und alle doch unsrer Mitempfindung verständlich. Auch das stumpfste Ohr vernimmt den Unterschied zwischen dem Trommelschlage und dem Laut einer Glocke, zwischen dem Trometenhall und dem Seufzen der Laute. Thiere sogar sind dem Schall dieses Instruments empfindlich. Und leidenschaftlichen gefühlvollen Menschen! Ihnen seufzet der Wind, ihnen ächzt das Lüftchen. Sind uns nicht Beispiele bekannt, da einsame, bewegte Menschen, die ein Wort, einen Laut oder Gesang im Gemüth trugen, diesen im Winde, im Schall jeder Bewegung hörten? So viele Geschichten und Gedichte dieser gerührten Einsamen, die Lieder und Selbstgespräche Fürchtender, Hoffender, Liebender sind dieser Empfindung voll; und wer anders, als eine Musik- und Melodielose Seele wäre in den bewegtesten Zuständen seines Lebens davon frei gewesen? Spricht also die ganze bewegte Natur mittelst des Schalles oder Lauts zu harmonischen Wesen: (denn auch die kleinste

Bewegung, wenn wir sie vernehmen könnten, würde nicht ohne Laut seyn:) so ist an unsrem Mitverstande, an unsrer Mitempfindung mit der Stimme lebendiger Mitgeschöpfe wohl nicht zu zweifeln.

B. Gewiß nicht. Die Luft, der Wald ist voll Gesanges, und jeder Aufmerksame vernimmt sie: Sein Daseyn, seinen innern Zustand, seine Sorge, Leid, Gefahr, Schmerz, seine Freuden zu verkündigen hat ja das Thier nichts anders, als Stimme und Gebehrden. Jedes mitempfindende Thier versteht sie. Bemerken wir nun, wie genau Stimme und Gebehrden zusammenhangen, da beide lebendiger Ausdruck Einer Sache, des innern Seyns, der im Geschöpf erregten Veränderung und Leidenschaft sind! Man sehe den Vogel, wie er singend gesticulirt und durch beides seine Empfindung ausdrückt. Man sehe und höre den krähenden Hahn, den brüllenden Löwen. Dem Naturmenschen sind Stimme und Gebehrden wie Eins; es kostet ihm Mühe, Eine ohne die Andre zu gebrauchen, weil beide Ausdruck Einer Sache sind, deren Eine, die Gebehrden, dem Gesicht, die andre, Stimme, dem

Ohr zu vernehmen giebt, was das empfindende Geschöpf im Innern fühlet. Auch in der Einsamkeit spricht, sing, ruft, gestikulirt der leidenschaftliche Mensch, ohne Rücksicht darauf, daß man ihn höre. Es ist der natürliche Ausdruck seiner Empfindung.

A. Wenn der Schall also ein allgemeiner Ausdruck der bewegten elastischen Natur ist, was wird körperlich seine Eigenschaft seyn? Wird er sich nicht in Wellen bewegen?

B. Die elastische Natur der schallenden Körper und der Luft als einer Trägerin des Schalls fodert dieses. Zeitmässig werden diese Wellen erregt werden, in Verhältniß der Länge oder Gestalt, der Dicke oder Spannung der vibrirenden Körper.

A. Hier schlägt also unser goldne Zweig. Zwei Analogieen zwischen Licht und Schall liegen vor uns, obgleich in der größten Verschiedenheit beider Sinne und Mittheilungsweisen. Wie das Licht sich selbst als den großen Erwecker der Thätigkeit sichtbar zeigte, so Schall, der große Verkündiger und Erreger der Leidenschaften in der Natur unsichtbar. Dieser erweiset sich erschütternd, regend;

jenes, das Licht, sanft = reizend. Wie das Licht Fläche, d. i. eine unzerstöhrliche Haltung im Raum, ein Nebeneinander, bereitet und Figuren darauf zeichnet; so der Schall Dauer, eine unzerstöhrliche Haltung in Zeitmomenten nach einander, in denen wiederkommende Stöße der Bewegung sich offenbaren. Wie nennt man die harmonisch mit = und nachklingende Töne auf der gespannten Saite?

B. Consonanzen. Die Saite hat nach Zahl und Verhältniß consone Punkte, zwischen welcher die Dissonanzen unerweckt liegen.

A. Jene also, um in der Sprache der vollstimmigen Natur zu reden, sobald elastisch der Ton erklingt, erheben sich gleich = oder einstimmig zum Widerstande; der Zeit sowohl als ihrer inneren Art nach sind sie wie jene Figuren im Raum nach eine unwandelbaren = festen Ordnung da, sich zugleich offenbarend. Accord heißt diese Haltung. Mit jedem klingenden Ton tönt alles Gleichförmige mit; bis zu einer unerreichbaren Höhe und Tiefe tönen die Consonanzen nach = und zu einander. Hohe Gesetze der unwandelbaren Natur! Ein Odeum, ein Saal ewiger

Harmonieen, in denen wir bis zum Unmerklichen, Unverfolgbaren hin, leben. Unison und conson folgen die Töne, sie folgen nach ewigen Verhältnissen aus der Bestandheit und widerstehenden Kraft der Körper. Alles will bleiben, was es ist und stellet sich wieder her; alles Gleichartige hilft ihm dazu und stehet mit auf. Die Stimme, die dies ankündigt, nennen wir Accorde, im weitern Umgange Consonanzen.

E. Irre ich nicht, so wird hiemit eine dritte Analogie, unabtrennlich von Jenen, zwischen Farben und Tönen kennbar, nämlich die Tonleiter, Scala, die mittelst dieser Verhältnisse auf sich selbst ruhet. Wir nennen sie Scala, weil sie auf einer Saite, dem Monochord, sich unserm Ohr hinauf und hinab Zeitmäßig offenbaret; eigentlich aber sind, wie dort mit Einem Sonnenstral alle Farben, so mit Einem angeklungenen Ton alle Töne auf- und niederwärts gegeben. Stat: sieben könnten wir sieben und siebenzig nennen, und sie beschlösse doch derselbe Tonkreis, aus welchem und über welchen unser Ohr nicht hinaus kann. Es ist mit umschlossen, es ist zu ihm gebildet. Ich ahne jetzt, worin das Wesen

und die Anmuth nicht nur der Harmonie, sondern auch und vorzüglich der Melodie ruhe?

B. Der Grund der Harmonie entdeckte sich im Bau der Körper selbst, in den jeden erklungenen Ton bekleidenden Mittönen; bei der gerührten Saite und in Chladni's Versuchen bei gestrichenen Glastafeln wird sie sogar dem Auge sichtbar. *) In einfachen Verhältnissen, in leicht zu fassenden Proportionen erscheinen die Töne und sind berechnet. Was die Melodie betrifft (ich gestehe es gern), haben mich weder Rameau noch Tartini ganz befriedigt; Rousseau's Zweifel gegen diese und andere Theoristen scheinen mir gegründet. *) Ueberhaupt will mir das bloße Zählen der Verhältnisse, das Messen der Intervalle, als Erklärung des Wohlgefallens

*) S. Rameau traité de l' harmonie edit. de d' Alembert-Diderot, principes generaux de l' Acoustique. (Oeuvr. philosophi. T. VI.) Chladni Entdeckungen über die Theorie des Klanges Leipzig. 1787. Eine Schrift voll merkwürdiger Beobachtnngen.

*) Rousseau Dictionaire de Musique, hin und wieder.

der Seele an der Musik, so wenig zu Sinn, daß ich vielmehr durch diese Zahlmeisterei, wenn die Musik nichts anders wäre, auf immer von ihr abgeschreckt würde. Wer zählt, wer mißt wohl, wenn er die Freuden der Musik aufs innigste und lebhafteste empfindet? Höre man einen Tonkünstler im glücklichsten Feuer phantasiren, sehe man ihn mit Genie und Enthusiasmus componiren; er ist mit andern Dingen beschäftigt, als mit Rechnen und Zahlenschreiben. Kaum zu begreifen ists, wie die Seele eines Glucks, Mozarts, Haidn u. s., solche Zauberreien auf Einmal dachte und hervorbrachte.

A. Ob wir wohl keine Tonkünstler sind, so müssen wir doch, da wir alle das Organ in uns haben, das diese wundersam-schnellen Kräfte empfindet, es wissen, d. i. unser Bewußtseyn muß es uns sagen, ob unser Vergnügen an der Musik im Zählen und Rechnen bestehe, oder worin es liege? Bestünde es aber darin (in der Natur ist alles nach Verhältnissen geordnet), warum wollten wir nicht auch rechnen, wenn ohne Rechnen keine Musik Statt fände? Zumal wenn die Natur uns dies Rechnen so leicht gemacht hätte, daß

wir nicht nur keiner Anstrengung, keines Zahlenschreibens dabei bedürften, sodann durch das bloße Empfangen dieser goldnen Münzen mit einem Reichthum von Empfindungen, wie mit Wellen der Freude übergossen würden. Die Natur hätte sondern selbst für uns gerechnet.*) Lassen Sie uns ohne spitzfindige

*) Auch den Unbegriff, daß unser Vergnügen an der Musik aus Zahlenschreiben entstehe, hat man Leibnitz aufgebürdet, ihm, der für die Musik ein großes Gefühl hatte, und sie würdig angewandt wünschte. Wenn er irgendwo sagt, daß die Seele bei der Musik ihr selbst unbewußt rechne, so zeigen eben diese Worte „ihr selbst unbewußt!“, daß er dabei etwas Höheres, als ein trockenes, nichts sagendes Zahlenschreiben dachte. Euler in seinen Briefen an eine deutsche Prinzessin (Br. 8.), setzt das Vergnügen der Musik ins Errathen des Sinnes des Componisten, als eines Pantomimen, mithin in die fortwährende Auflösung eines Räthsels. Ce plaisir vient donc de ce qu'on devine pour ainsi dire les vues et les sentimens du compositeur, dont l'execution, en tant qu'on la juge heureuse,

Theorie unsre Untersuchung fortsetzen, wie die Verkündigerin des Leidens und Widerstandes in der körperlichen Natur, die elastische Bewegung wirke. Sie wirkt doch reell, d. i. sich selbst ausdrückend?

B. Höchst reell. Nichts in der Natur drückt sich stärker aus, als eine erschütterte Macht.

remplit l'esprit d'une agreable satisfaction. C'est à peu près une semblable satisfaction, qu'on ressent en voyant une belle Pantomime, où on peut deviner par les gestes et les actions, les sentimens et les discours; qui en sont representés et qui executent outre celà un beau dessein. Cette enigme du Ramoneur, qui a tant plu a V. A. me fournit aussi une belle instance etc. Voilà à mon avis les vrais principes, sur lesquels sont fondés tous les jugemens sur la beauté des pièces de musique; mais ce n'est que l'avis d'un homme, qui n'en entend rien eu dout etc. Die letzten Worte des bescheidnen Mannes entschuldigen das Unhinreichende seiner Hypothese, die übrigens ihre Aufgabe doch nicht ganz verfehlet.

A. Ein Stoß erschüttert den Körper; was sagt sein Schall?

B. „Ich bin erschüttert; so vibriren meine Theile und stellen sich wieder her.“

A. Sagen sie dies auch uns?

B. Durch und durch sind wir elastische Wesen; unser Ohr, die Gehörkammer unsrer Seele ist ein Akroaterion, eine Echokammer der feinsten Art.

A. Wenn also ein einzelner Ton aufweckt; was thun abgesetzte einzelne Töne?

B. Sie erneuen und verstärken die Erschütterung; sie wecken, wie eine Tuba, wiederholt auf.

A. Und langgezogene, anhaltende Töne?

B. Sie dehnen die Empfindung, indem die Erschütterung anhält. Sie wirken ungemein mächtig.

A. Und wachsende oder abnehmende, steigende oder sinkende Töne, ein langsamer oder schneller, ernsthafter oder hüpfender, andringender, zurückweichender, hart- oder weicher, gleich- oder ungleichmässiger Fort-

gang der Töne, d. i. der Stöße, Schläge, Hauche, Wellen, der Rührungen und Vergnügen was wirken sie auf unser Gemüth?

B. Gleichartige Regungen, wie jeder die Musik bekleidende unwillkührliche Ausdruck unsrer Affekten zeigt. Das Leidenschaftliche in uns (το θυμικον) hebet sich und sinkt, es hüpft oder schleicht und schreitet langsam. Jetzt wird es andringend-, jetzt zurückweichend-, jetzt schwächer-, jetzt stärker gerührt; seine eigne Bewegung, sein Tritt verändert sich mit jeder Modulation, mit jedem treffenden Accent, geschweige mit einer veränderten Tonart. Die Musik spielt in uns ein Clavichord, das unsre eigne innigste Natur ist.

A. Es ist doch nicht etwa P. Castels Farben- oder ein Bilderclavier, was in uns gerührt wird?

B. Keine Bilder! Was hätten Bewegungen des Gemüths, Schwingungen und Leidenschaften unsrer innern elastischen Kraft mit Bildern? Das hieße, Töne mahlen.

A. Empfindet jeder ohne Naturmensch eine solche Wirkung der Töne?

B. Man sollte glauben. Eine gewisse

Musik macht alle traurig; eine andre rasche, hüpfende, macht alle rasch, lustig, hüpfend. Dieser kann zu dieser, jener zu jener Musik von Natur geneigter, nach seiner jetzigen Stimmung aufgelegter seyn; er kann nach seinem Körperbau und Charakter im Mehr und Weniger des Schnellen und Langsamen, des Hart- und Weichen, des Heftigen und Gelinden, des Muntern und Schweren verschieden empfinden, und seine Musik darnach eingerichtet wünschen; die Grundcharte der Empfindungs- und Tonarten aber liegt einstimmig in Aller Gemüth. Die Nationalmelodien jedes Volks enthüllten seinen Charakter.

A. Zugleich aber auch die Stufe seiner musikalischen Bildung. Nicht etwa nur, wie durch Töne diese Nation bewegt werden will, sondern auch wie sie bewegt werden kann oder bisher vergnügt wurde, zeigt die Nationalmusik jedes Volkes. Gewiß haben sich bei allen Völkern oder Menschen nicht gleichviel Gänge der Bewegung, der Leidenschaften und Töne entwickelt; ihr leidenschaftliches Gemüth ist nicht auf

gleiche Weise urbar gemacht, ihre Elasticität nicht auf Einerlei Wegen, nicht in gleichen Graden geregt worden; daher dann das verschiedne Urtheil über die verschiedenen Wirkungen dieses oder jenes Stücks dieses oder jenes Vortrags.

Manche träge Völker steigen in wenigen Consonanzen auf- und nieder; andre, berauschte, drehen grob oder hüpfend ein Rad sogenannter Sangweisen umher, nach denen sie hüpfen und laufen. Leichtere, feinere, insonderheit Bergvölker schwingen sich am kühnsten Seil auf und nieder; fest und leise treten sie auf jede kleinste Sprosse des Baums der Töne. Wodurch, meynen wir, hat die Natur diese l e i c h t e S i c h e r h e i t unsrer innern Elasticität bewirket? Etwa durch Harmonie allein?

B. Die liegt freilich, wie die festen Verhältnisse der Baukunst, aller Musik zum Grunde; da sie aber die ganze Musik, ihre Kraft und Wirkung nicht ausmacht, so muß der besondere Weg, den jetzt diese und keine andere Empfindung in i h r e r Eigenheit, nach i h r e m Maas und Ziel, in allen Wendungen ihrer

Kraft nimmt, steigend und sinkend, nachlassend und widerstrebend, stark und schwach, rasch und ermattend, in einer **Regel** enthalten seyn, einer sichern Regel.

A. Läge diese nicht vor uns? Der Cyklus, der alle Töne und Gänge durch ein unauflösliches Band dergestalt knüpft, daß mit Einem Ton uns alle gegeben sind, und in ihm nicht nur Melodie, sondern der Gang aller Melodien möglich wird, auf einer festbestimmten, höchstsichern Tonleiter, wäre dieser nicht Regel? Was unter den Linien die gerade Linie, unter den Figuren das Quadrat oder Rectangul war, die Basis der Richtigkeit, aus welchen allein aber keine Form beweglicher Schönheit entspringen konnte, das ist in Tönen die **Harmonie**, gleichsam die Baukunst der Töne, aus welcher aber auch eben so wenig die viel-bewegliche Melodie der Leidenschaften entstehen könnte, wenn jede Empfindung nicht in diesem festumschlossenen Tonkreise **ihre** Curve, **ihren** Brennpunkt, ihr **Ziel** und **Maas** hätte. Die ganze Anzahl von Linien, die zwischen der geraden und dem Kreise liegen und dort Linien

der Schönheit waren, sind in dieser Kunst melodische Gänge, jeder in seiner Bahn mit jedem andern unvertauschbar, alle aber von Einer ewigen Regel, dem Tonkreise gebunden. Dieser stehet und bleibt; unzählige Melodieen, d. i. Schwingungen und Gänge der Leidenschaft sind in und mit ihm gegeben.

B. Gute Aussicht! Trost für den, der fürchtete, daß in der Musik bereits Alles erschöpft sey. So lange Leidenschaften in der menschlichen Brust sind, so lange jede Empfindung in Tönen spricht, und jede Nation auf ihrer Stufe der Ausbildung sich derselben gemäß ausdrückt, werden mit den sieben uralten Tönen neue und neue Lieblingsmelodieen ertönen. Wie stehets nun aber mit dem Messen und Zählen in diesem so fest gebundnen System, das so zahlreiche, ja unzähliche Tongänge frei läßt?

A. Nicht wir zählen und messen, sondern die Natur; das Clavichord in uns spielt und zählet. Ist dies mangelhaft, hörten wir keine andern Gänge, keine reinern Töne, als Schälle und Klänge,

so urtheilen wir nicht feiner, als wir empfinden. Wird unser Ohr reiner gestimmt, wir lernen feiner unterscheiden, in freieren Schritten den Gang unserer Empfindung üben, so wird innerhalb der sieben Töne, aus welchem wie nie gelangen, in jedem musikalischen Werk eines Meisters uns ein neues unendliches Vergnügen bereitet. Wie sich bei diesem und keinem andern elastischen Druck diese und keine andre Gegenwirkung offenbart: so beim Anklange jeder Leidenschaft, beim Schwunge jeder Empfindung. Aberglaube wäre es, Zahlen und Zeichen beimessen wollen, was Dem allein gilt, was Zahlen und Zeichen bezeichnen, der Regung des Gemüths, der Empfindung. Die musikalische Skala war da, eh' Pythagoras sie maas; der Gang in ihren Verhältnissen, die Energie der Natur wirkt, ohne daß unser Gemüth bei jedem Tritt die veränderte Bewegung signire. Wer nicht rein und bestimmt die Scala, an der wir auf- und nieder steigen, in sich hat, dessen stumpfem Ohr, dessen falscher Stimme, dessen misgreifender Hand, dessen gelehrtmißstimmtem Instrument wird Eulers ganze Musiktheorie zum musikalischen Gefühl nicht helfen.

B. Der Farbenbogen stand, dünkt mich, doch heller da, als diese Scala.

A. Nicht heller. Dort wie hier kommts auf das Organ an, mit welchem man Töne oder Farben wahrnimmt. Von Farben spricht Jeder, der auch nicht siehet; so ungefähr nennt er blau, was nur nicht schwarz, roth, was nur nicht gelb ist, und urtheilt. Zu den Nüancen der Farben gehört ein so geübtes Auge, wie zu Empfindung der Zwischentöne ein feingeübtes Ohr. Keinem Sinn kann durch Zahl und Zeichen bemerklich gemacht werden, was er nicht selbst empfindet. Uebrigens ists Wohlthat der Natur, daß sie uns bei Tönen wie bei Farben in dies leicht begreifliche feste System geschlossen, sowohl um uns in Ordnung zu halten, als uns das Meiste und Schönste auf die leichteste Weise mitzutheilen. Beide Medien enthüllen uns mittelst einer das Weltall umschliessenden Regel, jenes ein sichtbares, dies ein hörbares All, eine Weltordnung.

B. Und wie ein Instrument ausgespielt wird, indem von der Hand des Meisters dessen

elastische Lagen und verschlossene Gänge geöff-net werden, so wollen wir dieser Regel zu-folge, unser Ohr und Auge, jedes durch Erzie-hung für sein Weltall bilden. Sehr ange-messen gaben die Griechen dem größesten Theil ihrer praktischen Musenkünste den Namen Mu-sik: denn durch sie sollten die Empfindungen und Leidenschaften ihrer Zöglinge harmonisch erweckt und geordnet, melodisch geleitet und fortgeführt werden; so bilde sich auch unser Gemüth, unser Ohr und Auge.

A. Auch hier finden wir uns also unter dem allgewaltigen Gesetz des Naturschönen, als eines Maximum, das zwischen zwei Extremen sich selbst beschränket. Zu- und abnehmende Empfindungen werden von einer elastischen Kraft hervorgebracht, von einer Regel geleitet, von unserm Gefühl har-monisch sich angeeignet. Was sagt die Kritik hierüber?

B. Was ich ihr nachzusagen mich kaum getraue. Sie findet zwar, „als Künste des schönen Spiels der Empfindungen eine an-genehme Farben- und Tonkunst;" nur

weiß sie nicht, „ob Farbe und Ton blos angenehme Empfindungen, oder an sich schon ein schönes Spiel der Empfindungen seyn, und als ein solches ein Wohlgefallen an der Form in der ästhetischen Beurtheilung bei sich führen.“ *) Sie bleibt ungewiß, ob sie die Musik für „das schöne Spiel der Empfindungen durchs Gehör oder angenehmer Empfindungen“ erklären soll. **) „Durch lauter Empfindungen spreche sie ohne Begriffe, sey also mehr Genuß, als Cultur, und habe, durch Vernunft beurtheilt, weniger Werth, als jede andre der schönen Künste. Nur den untersten Platz nehme sie unter diesen ein, weil sie blos mit Empfindungen spielt, indeß die andern Künste ein Product zu Stande bringen, und von bleibendem, sie aber nur transitorischem Eindruck sey. ***) Alles wechselnde freie Spiel der Empfindungen, die keine Absicht zum Grunde haben, vergnügt indeß, weil es das Vergnügen der Gesundheit befördert; z. B. das Glücksspiel, Tonspiel und Gedankenspiel.

*) Kritik der Urtheilskraft. S. 208. 209.
**) S. 210.
***) S. 216. 218.

Das Tonspiel fodre blos den Wechsel der Empfindungen, deren jede ihre Beziehung auf Affekt, aber ohne den Grad eines Affekts habe und ästhetische Ideen rege mache. Musik und Stoff zum Lachen seyn zweierlei Arten des Spiels mit ästhetischen Ideen, oder auch mit Verstandesvorstellungen, wodurch am Ende nichts gedacht wird, und die blos durch ihren Wechsel lebhaft vergnügen können, wodurch sie ziemlich klar zu erkennen geben, daß die Belebung in beiden blos körperlich sey, und daß das Gefühl der Gesundheit durch eine ihrem Spiel correspondirende Bewegung der Eingeweide, das ganze für so fein und geistvoll gepriesene Vergnügen einer aufgeweckten Gesellschaft ausmachen. Nicht die Beurtheilung der Harmonie in Tönen oder Witzeinfällen, sondern das beförderte Lebensgeschäft im Körper, der Affekt, der die Eingeweide und das Zwergfell bewegt, mit Einem Wort, das Gefühl der Gesundheit, welche sich ohne solche Veranlassung sonst nicht fühlen läßt, machen das Vergnügen aus, welches man dabei findet, daß man dem Körper auch durch

die Seele beikommen, und diese zum Arzt von jenem brauchen kann." *)

C. So ist doch die schöne Kunst, die „ohne Interesse und Vorstellung der Zweckmässigkeit allgemein-nothwendig wirken soll," die Musik, noch zu Etwas dienlich! Zur heilsamen Erschütterung des Zwergfells und zur gesunden Verdauung in einem unintereſſirten, rein ästhetischen Gedankenspiele.

*) S. 221.

IV.

Von der Bedeutsamkeit lebendiger Gestalten zum Begriff der Schönheit.

A. Statt daß bei den niedern Sinnen Subjekt und Objekt in der Empfindung gleichsam Eins wurden, fanden wir im vorigen Gespräch bei unsern feinern Organen, dem Gesicht und Gehör το μεταξυ, ein Medium, das zwischen den Gegenstand und den Empfindenden trat, jenen, den Gegenstand ausdrückend oder abbildend, diesem, dem Empfindenden, den Aus- oder Abdruck harmonisch zuzählend. Mit Recht nannten wirs also den Exponenten der Verhältnisse zwischen dem Object und Subject, und bei angenehmen Empfindungen den Schlüssel ihrer Harmonie.

1. Das Licht, angenehm und erfreuend durch sich selbst, zeigte uns eine große Bildertafel, eine Welt von Umrissen in der festesten und zugleich leisesten Haltung. Es webte uns einen Teppich von Figuren, und machte uns auf Einmal ein He-

misphär gegenwärtig, das keine Macht der Natur, als die Finsterniß zerreißen konnte. Durchs Auge wurden wir allgegenwärtig in diesem Halbkreise: denn alles, was uns das Licht zeigt, sofern es uns solches zeigt, ist sichtliche Wahrheit. Dem tastenden Gefühl war diese ganze Welt fremde.

2. Der Schall, angenehm und erregend durch sich selbst, verkündigte uns die innere Erschütterung elastischer, uns gleichgestimmter Wesen. Widerstand aller consonen Theile bis zur Widerherstellung waren sein Ausdruck, unsere Elasticität harmonisch. Er gab uns also das Gefühl nicht nur des Zusammenhanges in der empfindenden Natur für den Augenblick, sondern indem der Ton ausklang, und seine consone Klänge nachhallten, ein Gefühl der Dauer, und bei jedem wiederkommenden Ton einer neuen Dauer der Empfindung, mithin eine unzerreißbare Folge der Momente, worin das Wesen der Melodie lag. Unser Gemüth und Ohr wurden in eine Zeitfolge hingezogen, forthörend. Dem Gesicht war dieser erregte Zustand und Zusammenhang innerer Empfindungen fremde.

In beiden Sinnen waren Licht und Schall weder Objekt noch Subjekt; sie standen aber zwischen beiden, und erzählten Diesem, was an oder in Jenem vorginge, ihm harmonisch oder disharmonisch. Dies erregte Gefühl war Begriff von der Sache, wie durch diesen Sinn der Empfindende sie erlangen konnte, mithin Wahrheit.

Beide Medien hatten eine unwandelbare Regel in sich, dem Organ harmonisch. Das Licht entfaltete einen Farbenkreis, der Schall einen Tonkreis, unsern Organen zusammenstimmend geordnet. Wie man ihn sich denken müsse, ob als Kreis oder Bogen, als Scala oder Pyramide, gehöret nicht hieher; genug, die Regel ist da, und auf sich ruhend, in sich beschränkt und in jeder Nuance ausdruckend, bedeutend. Sie ist für den Sinn, der Sinn für sie bereitet.

Beide Exponenten, als eine Regel des Wahren und Schönen, auf die Gestalten der Körper anzuwenden und dabei unser Gefühl zu befragen, was ihm diese Formen, jene Gestalt, an ihrem Ort, im Reich ihrer Zustände und Momente bedeute, dies sey jetzt

unsre Frage. Sie wird uns beantworten, ob es eine Empfindung des Schönen ohne Begriffe, ein Zweckmäßiges ohne Zweck, einen Gemeinsinn des Schönen ohne Verstand gebe.

Wenn wir eine rohe gemischte Steinart ansehen, was vermissen wir an ihr?

C. Gestalt. Wir fragen, wie der Granit, der Gneiß, die Wacke bricht. Entdecken wir keine ursprüngliche Form in ihnen, so sehen wir sie nur als eine υλη, eine gehärtete, gemischte Masse an, bei deren Bestandtheilen wir wider nach der ihnen wesentlichen Form fragen.

A. Finden wir, daß z. B. der Sandstein aus zusammengekütteten Körnern besteht —

C. So erneuet sich die Frage über die Gestalt des Sandkorns wiederum, bis wir diese entdecken, und sie in ihrer Art sich selbst harmonisch finden.

A. Diese gefunden, wofür gilt uns die Form?

C. Für das Gesetz der Bestandheit dieses Körpers. Ist sie regelmäßig, so gefället sie uns noch mehr.

A. Wenn sich nun bei einem Stein noch

mehrere unsern Begriffen harmonische Eigenschaten finden, z. B. Härte, Glanz, eine reine, sogar Feuerbeständige Farbe u. s. ?

C. Auch ohne Absicht auf Nutzen oder Gebrauch ist er uns schön. Ein Kind schon lieset die bunten, glatten, sonderbar gebildeten Kiesel mit Vergnügen am Ufer; Mineralogen erfreuen sich an Steinen und Krystallen, an Salzen, Metallen, Erden, und suchen in jeder Art das schönste Exemplar. Die Liebhaber der Edelgesteine endlich — wer weiß nicht, wie viel höher und theurer der Diamant über der Holzkohle steht, die, wie er, im Brennpunkt verfliegt, vielleicht auch dem Ursprunge nach seine Schwester.

A. Liegen allen diesen Liebhabereien Begriffe zum Grunde?

C. Ohne Zweifel. Auch ein Kind weiß, warum es seinen bunten, glatten Kiesel schön nennt; der Mineralog, der Juwelier, der Steinschneider, die Liebhaberin des Schmuckes noch vielmehr. Jedem ist das Seine aus Begriffen schön, so weit diese auch von einander abweichen mögen; und jeder dieser Begriffe enthält etwas Zweckhaftes, zur vermeinten Vortreflichkeit oder Vollkommenheit

der Sache in harmonischer Beziehung auf den Wahrnehmenden gehörig. Welche Freude haben Kristallisationen den Menschen gemacht! Welchen Neid haben Edelgesteine erreget! Und dann, das schöne Gold, auch außer seinem Gebrauch, wie schön ists! —

A. Und doch, wie unglücklich war Midas, unter dessen Händen alles zu Golde ward! wie unglücklich waren manche Besitzer großer Kleinodiengewölbe! Lassen Sie uns aus diesen Palästen der Toden, wo alles Schöne in Glanz, Pracht, Farbe, Form, Dauer, Seltenheit u. s. bestehet, in die Gefilde des Lebens eilen. Wer freuete sich nicht, wenn er durch lange Wüsten, auf ungeheuern Felsen und Sandbänken, oder durch Asche und Lava ging, der ersten Blume die er sah? Ist doch dem Menschen schon im Gestein das Wahnbild eines sprossenden Baums erfreulich.

* * *

B. Willkommen also, liebliche Blume! allen Nationen ein Bild der Schönheit und des zu bald verbliehenden Reizes. Ungesehen schlagen sich deine Wurzeln in den Boden, und

suchen irdische Nahrung; Du selbst aber, keine lebendige Gestalt, aufsprießend und sanft geschwungen, athmest die Luft, saugest das Licht, Blätter sprossend und Knospen. Je höher hinan, desto geläuterter, feiner; bis endlich mit gesammleter ganzer Macht du zeigst, was du bist, was du vermagst. Da stehet die Krone deines Lebens, dein Werk, die Blüthe, eine Brautkammer der Liebe, eine Erziehungs-, Schutz- und Nahrungsstätte der jungen Pflanze. Ihr opfert die grünende Mutter all' ihre Kraft; auf dem Gipfel dieser mütterlichen Triebe erscheint sie selbst in voller Schönheit, d. i. in der ganzen Wirksamkeit ihrer Kräfte, hinter welcher sie allmählich welkt und stirbt. Ihre zarte Geburt bewahrt die Natur sodann, unscheinbar zwar, aber festumschlossen und in sich geordnet auf. Sie hat ihr Amt vollendet. Wenn Menschen sich an der Blume erfreuen, so ists, weil ihre Organe mit der Gestalt und Wirkung dieses lieblichen Wesens übereinstimmen; wo nicht, so blühet sie, ihnen unbemerkt oder widrig ihr selbst aber gnügend. Der Flor der Blume ist immer schön, die volle Erscheinung ihres Wohlseyns, ihrer sie darstellenden Kräfte.

A. Die Schönheit der Blume ist also (um in unsrer Sprache fortzufahren) das Maximum ihres eigenthümlichen Daseyns und Wohlseyns; uns ist sie schön, wenn unsre Empfindung dies Maximum harmonisch sich zueignen darf und gern zueignet. Wie die Blume, so der Baum —

B. Eine in die Luft erhobne Welt, ein Wald von Blüthen. Sein Stamm, seine Aeste bereiten eine höhere Region den Früchten und Zweigen, die statt des gröberen Bodens der Nährerin Erde jetzt auf ihm gedeihen. Zwar sind diese Früchte in ihrer Wohlgestalt, in ihrem Duft und Geschmack, im ganzen Glanz ihrer Farben ursprünglich nicht für uns, sondern für den Kern da, den sie nähren und bergen; andre Gewächse bedecken ihn mit einer harten Schale, mit Spitzen und Stacheln, uns nicht so angenehm, in sich aber eben so selbstbeständig und schön und dem Innern wohlthätig. Unser Sinn und Gemüth ergreift das Schöne, wo ers findet. Er spricht: du bist **mein**! denn ich empfinde deine Eigenschaften mir harmonisch!"

A. Verstehet auch der gemeinste Sinn diese Natursprache?

B. Er verstehet sie, weil sie die Sache selbst ist. Annehmlichkeit und Schönheit der Blumen, der Früchte u. s. sind ihm Ausdruck ihrer Gesundheit, ihres Wohlseyns, harmonisch seinen Organen. Alle Vöiker der Erde kennen diese Sprache und gebrauchen ihre Bilder. Wem vergleicht sich die Jugend am liebsten? in welchem Leben siehet sie ihr eigen Schicksal? Was bedeutet der Blumenkranz der Jungfrau? Die Gleiche schmücket sich mit ihres Gleichen. Eben so fühlet der Jüngling sich im aufstrebenden Baum; alle Naturvölker beweinen den Tod ihrer Söhne unter diesem Bilde. Weiter hinauf im Leben giebt der Mann Schatten und neigt seine Fruchtzweige allmählich nieder; endlich der Greis? Jener berühmte Unglückliche *) blieb zurück bei einem oberhalb verdorrten, unten grünenden Baum, und betrauerte in ihm zum voraus sein eignes Schicksal.

*

* *

A. Aus dem Garten der Schönheit in Blättern und Bäumen, in Blüthen und Früch-

*) Swift.

ten wollen wir ins nasse Reich Neptuns hinabsteigen; wohnt Schönheit auch hier?.

C. Wie sie in diesem Element, ihm harmonisch, sich bilden konnte. Wasser ist ein schweres Element, dichter als die Luft, immer beweglich. Die zarten Umrisse und Biegungen, die der Baum mit seinen Blüthen und Zweigen in der freien Himmelsluft gewann, wird man unter den Wellen in dem Abgrunde nicht erwarten, wo nach des Sylphen Ariels Liede alles „verwandelt wird zu Korallen und Perlen.“ Auf geharnischte Formen also, auf wunderbare, und wo es die Bildungsstätte zuließ, auf schöne Wölbungen, alle mit dem lebendigen Begriff ihrer örtlichen Bestandheit gezeichnet, werden wir uns Rechnung machen dürfen. Die äußersten Regionen, wo Erde und Meer sich mischt, zeigen, wie in andern Uebergängen zweier Naturreiche in einander so auch hier ein unserm Gefühl Doppelartiges, mithin dem ersten Anblick Häßliches, Fremdes. Und doch sind auch diese Uebergänge, wenn man sie näher betrachtet und sich an ihren Anblick gewöhnt, äußerst leise, dem zwiefachen Element harmonisch geordnet. Die Schildkröte, der scheußliche Krokodill, andre Amphi-

bien, die uns so widerlich, so schrecklich erscheinen, sind, wie mit dem Compaß in der Hand, für ihre Elemente gebildet.

A. Ob sich dies unserm Gefühl Widrige nicht in Classen bringen ließe?

C. Offenbar widrig ist uns

1. Was kriecht und schleicht. Wir sehen es als ein niedriges Geschöpf des Schlammes, des Staubes an, für dem man sich hüten müsse, das uns nachschleicht, vielleicht nachtrachtet.

2. Alles Schlammartig-Zerfliessende, in dem wir keine feste Bildung wahrnehmen. Das Gefühl schaudert vor seinem ungegliederten Körper zurück, und ergötzt sich lieber an der ihn umschließenden Muschel, an seiner Silberschale.

3 Wo die Gebilde zweier Elemente, das Land- und Seethier sich, gleichsam widrig, in einander fügen. An Haupt und Brust ein Geschöpf der Erde, schleppt es Glieder des Meeres nach; unserm Gefühl disharmonisch. Ungeachtet der mütterlichen Triebe einer Seekuh, ungeachtet des sinnreichen Kunstbaues der Biber kann unser Auge sich mit ihrer Gestalt kaum versöhnen. Ist vollends die Gestalt

des Amphibiums fürchterlich; stehet es, wie der Hippopotamus, riesenhaft da, so ist es uns gräßlich.

A. Also von Schlamm und Ufer hinweg, wo die schaffende Natur gleichsam beengt war, ins freie Meer reine Meeresgebilde, wornach urtheilt hier unser Gefühl?

C. Schöne Gebilde des Meeres dünken uns alle zu ihrer Wirklichkeit, d. i. zum Leben in ihrem Element rein und frei und froh gebildete Gestalten. Als lebendige Fahrzeuge, als Schwimmer erscheinen sie uns, wo Schiff und Schiffer Eins ist, durch die Wellen hindurch gleitend. Ihre vertheidigenden Instrumente hat die Natur meistens dahingelegt, wo das bewehrte Geschöpf sich Bahn macht und die Wellen durchschneidet; obgleich oft auch Seiten und Rücken des lebendigen Schiffs im freien Element des Wassers ganz gerüstet und bewehrt wurden. Außer diesen Waffen der Noth aber, in wie sanften Linien ist die Gestalt der Meeresbewohner hinabgeleitet! Der Fisch schwebt und wiegt sich auf seinen Meeresflügeln, und schießt hinunter und fährt hinauf, und streicht und steuret. Ein unerreichbares Urgebilde lebendiger Schiffsbau=

kunst. Betrachten wir dabei seine Empfindungswerkzeuge, das farbenreiche Auge, mit dem er in seinem gläsernen Hause hinauf-, hinab- zu allen Seiten sieht, und in seinem Element alle Gegenstände runder, größer wahrnimmt; von innen seine zarte Structur, von außen, bei so vielen Gattungen, die glanzreichen, kunstvollen Schuppen und Farben; so scheint er uns, was er auch ist, eine lebendige Darstellung des silbernen Meeres selbst zu seyn, das sich in ihm nicht etwa nur abgespiegelt, das sich verkörpert in ihm hat, und, wenn man so sagen darf, sich in ein Gefühl seiner selbst verwandelt. „Es rege sich, sprach die Stimme der Schöpfung, das Weltmeer, mit Leben und Bewegung, und es geschah also." Das lebensschwangre, immer bewegliche Element, mit allen seinen lebendigen Kräften fuhr zusammen; was Fühlbarkeit in ihm war, ward organisirtes Gefühl, lebendige Gestaltung, eine dieser Wasserwelt harmonische, thätig-genießende Empfindung. Die kleinste Silberschuppe auf dem Rücken des Fisches, wie die ganze Symmetrie seines Baues, Alles, was an ihm ist und zu ihm gehöret, ist Ausdruck dessen, was er

Kraft seines Elements seyn konnte, lebendige Darstellung seines innern und äußern elementarischen Daseyns in Verhältnissen, Kräften, Gliedern.

*

* *

B. Mir ist ein morgenländisches Buch in die Hände gefallen, Gespräche eines Menschen mit den Bewohnern aller Elemente, das auf dieselbe Vorstellung hinausgeht. Ein Bewohner der höchsten Gebürge, ein Raubvogel saß vor dem Betrachtenden da; mit scharfem Blick ihn anschauend sprach er also: „Was hast du mit mir, fremdes Wesen? Was Dir die Natur gab, hat sie mir versaget. Von deinem tastenden Gefühl, von deiner über und über empfindlichen Oberfläche, von deinem Munde, deinem Gaum weiß ich nichts; mit struppigen Federn bedeckt, mit Schnabel und Klaue bewaffnet, berühre ich deinen Erdboden kaum, gehorchend in meiner Region andern Sinnen und Trieben. Blick und Geruch schaffen mir eine Welt; für sie bin ich gebildet." So sprach er mit dem Elephanten, dem Papagei, dem Wallfisch; sie sprachen alle aus ihrer Welt, aus ihren Elementen.

A. Und doch sprach immer nur Er, der Mensch in ihnen; im Namen Aller führt der Mensch diese Gespräche. Er setzt sich, so weit er kann, in jede Natur, und wo ihn durch dunkeln Abscheu oder durch ungehörige Annäherung zu sich die Sinnlichkeit nicht verlockte, wird er ein Beurtheiler der Welt, ein Richter ihrer Wohlgestalt und Schönheit. Sieh, da flattert eine Fledermaus; was sagte sie dem Morgenländer?

B. „Aus dem Chor der Vögel in die Schaar säugender Erdemütter verbannt, zischte sie, bin ich ein Doppelgeschöpf zweier Naturreiche, zur Region der Finsterniß gehörig. Schwarz wie die Nacht, und mit allen leisen Fühlbarkeiten der Nacht begabet, sitze ich in meiner Dunkelheit und rausche hervor, furchtsamkühn, in ungewißscheuem Fluge. In diesem Fluge suche und scheue ich das Licht, mit einer unglücklichen Anhänglichkeit an Menschen und Thiere gestraft, sie zu schrecken und auszusaugen.“

C. Ein Doppelgeschöpf zu zweien Reichen und dazu noch zu der uns furchtbaren Region der Nacht gehörig, ist also aus doppeltem Grunde uns häßlich.

A. Wenn Alles indessen in der Natur ist, was daseyn konnte, so mußten auch Nachtgeschöpfe seyn, wie Tagesgeschöpfe. Diese Tochter der Nacht trägt alle Vollkommenheiten ihrer Mutter, in Sinnen, im Bau, in Farbe, in Trieben — an sich; wir lassen sie ihrer Region, ihrem Elemente.

B. Jene Insektenheere, die aus Morast sich mit erborgten Flügeln emporgeschwungen zu haben scheinen; ihres geharnischten oder feinen Baues, ihrer glänzenden Farben ungeachtet, sind meinem Morgenländer Geschöpfe eines Doppelelements, gefürchtete Geschöpfe; wie beinah alles gefürchtet wird, was umherschwirrt, oder fein- und vielfüßig daherschreitet. Vor der tollergrimmten, brausenden Wespe scheuen wir uns, und verjagen sie in die Region, wohin sie gehöret. Wir scheuen uns vor dem leisen Aufkriechen jedes Vielfüßigen; es gehöret nicht zu uns, es kommt aus Moder.

Selbst wenn die Vögel des Himmels, diese reine Luftgeister, die helle Wasserfläche, ein der Luft so ähnliches Element, gleichsam verlockt zu haben scheint, darauf zu schwimmen, darin zu wohnen, sogleich bemerken wir

an ihnen ein Doppelartiges, eine daher entsprungene scheinbare Verunstaltung. Ihre Füße dünken uns ungeschickt, ihr Gang auf der Erde ungemächlich. Selbst den schönen Schwan mögen wir am liebsten schwimmend sehen, wie er seine Wassergestalt, den Wellegeschwungnen Hals, sein glattes reines Gewand, das leibhafte Abbild der silbernen Spiegelfläche, in *seinem* Element siehet und betrachtet. So sehen wir jeden Vogel des Himmels am liebsten in *seiner* Luft, auf *seinen* Zweigen —

A. Auf also! Von den Grenzen und Mischungen hinweg in die freie Region des Luftreichs; was spricht von dieser freiem Region der Morgenländer?

B. Was die Luft ihren Gastalten geben konnte, sagt er, Licht und Blick, Schall und Stimme, Elasticität und Schnelle, Glanz und Farben hat sie ihnen gegeben. Die ungeziert Floßfeder des Fisches, die beim Erdenthier der mühende Vorderfuß oder die Hand ist, ward dem Vogel Schwinge; die Schuppen des Wasserbewohners wurden ihm bunte, symmetrischgemahlte Federn. Schall- und Luftgeister haben den Vogel von innen; Licht- und Luftgeister *von aussen* gebildet.

A. In unsrer Sprache zu reden, hieße dies also: in ihm sieht unser Auge einen Inbegriff von Eigenschaften und Vollkommenheiten seines Elements, eine Darstellung seiner Virtualität als eines Licht-, Schall- und Luftgeschöpfs, dem in jeder Gattung sein Habitus zustimmt.

B. Wenn mein Morgenländer den Kranich in seiner ziehenden Republik und den wiederkommenden Storch in seiner neuen Frühlingswirthschaft betrachtet; wenn er mit seiner Taube und Nachtigall, dem Pfau und Kolibri in Ansehung ihrer Lebensweise, einstimmig mit ihrer Gestalt, ihrer Art, ihren natürlichen Trieben Gespräche hält; o da verlangt mich kaum nach Aristoteles verlohrnem Werk über die hundert Staatsverfassungen des Alterthums. Allenthalben sehe ich die Natur in höchster Zusammenstimmung zum Wohlseyn des Geschöpfs, in ursprünglicher, jeder Region angemessener Schönheit.

*
* *

A. Treten wir nun zur Erde hinab, so werden wir freilich weder Luft- noch Wasser-

gestalten, sondern Erdgeschöpfe sehen wollen, deren Bau ihrer Region auch gemäß sey.

E. Die sehen wir wirklich. Fester und sich immer mehr verkalkender Thon ist die Grundform ihres körperlichen Baues; eine Form oft bis zur Trockenheit ausgebildeter Glieder. Im Tropfen entsprungen, nährt unser Flämmchen sich von Licht, Luft und mancherlei Säften, bis es zu erlöschen scheint, und der große Lebensgeist es anderswo anzündet. Unser Urtheil über die Erdethiere muß also um so partheilicher werden, je näher sie uns leben.

A. Das sollte es nicht. Als Mitbewohner Einer Erde dürften wir uns nur in die Stelle jedes unsrer Verwandten setzen, dessen innerer und äußerer Bau dem unsern oft so ähnlich ist.

E. Eben diese Aehnlichkeit ist verführend. Sie besticht oder macht, wie wir es schon bei andern Grenznachbarn bemerkten, unser Urtheil irre. Welche Thiere z. B. sind uns offenbar die ähnlichsten? Gerade die häßlichsten, der Affe und das Faulthier. Weßhalb sind sie uns dies? Eben ihrer Aehnlichkeit mit uns wegen, da sie uns nicht sowohl, was sie sind, son-

dern eine rohe, verzerrte Menschengestalt scheinen. Den großen traurigen Affen, diese seria bestia unsrer neuen cynischen Philosophen, hassen und bedauern wir; so wie den lüsternen, üppigen Affen niemand leicht ohne Schaam und Abscheu ansieht. In der Stille sagt man zu sich selbst: „wie manchem unsres Geschlechts ist er so ähnlich!" Denn liegt nicht selbst die Anlage dessen, was den Menschen zum Kunstgeschöpf macht, der Trieb zur Nachahmung, im Affen vor uns? Jenes nachäffende Spiel ohne Begriff und Zweck; aber dem Anscheine nach zweckmäßig, wo ist es uns sichbarer, als im Affengeschlechte? Und der arme träge, zweifingrige Ai! —

B. Also hinweg auch von diesen zusammenstoßenden Winkeln zweier Gattungen der Erd-Geschlechter! Wir wollen sie anschaun, als ob wir nicht zu ihnen gehörten. Es war eine Zeit, sagt der Morgenländer, da noch keine Menschen auf Erden waren, da Genien alles bewohnten. Als solche Genien müssen wir jede Thiergattung betrachten, keine entartet. Entfernt aus ihrem gezwungenen dienenden Zustande, tritt jede an ihre Stelle ins freie Leben der Natur; alle Widrigkeiten

unsres Geschlechts gegen ganze Gattungen derselben, aus Furcht oder aus Sorge für unsre Sicherheit, für unsre Gesundheit und Reinheit, die unser Urtheil irre führen, werden abgesondert. Gegen die Liebhabereien, die Einer Thierart, als wäre sie unsers Gleichen, Gunst erweisen, eifert er gleichfalls. Die Scheu hingegen, die unsrer Natur vor langgeschwänzten, kurzfüßigen, schleichenden Höhlenthieren oder vor springenden Bestien einwohnt, bearbeitet er in seinen Gesprächen sehr vernünftig, und zeigt, wie der Mensch eine widernatürliche Liebe und Freundschaft am liebsten gerade ans Häßlichste verschwende. Nach ihm gefallen einem unverdorbnen Menschenblick am meisten

1. Thiere in einer entschiednen Gestalt, hochgebauete, freie, edle Thiere, an denen keine Waffen des Anfalls uns drohend zurückscheuchen.

2. Andre, die die Mine der Sanftmuth ohne tückische Hinterlist, als Charakter zeigen.

3. Unter den Erdethieren, die sich häuslich, oft kümmerlich nähren müssen, gefallen unserm sinnlichen Mitgefühl, die am meisten,

die auf eine für uns anschauliche Weise mit einer uns unschädlichen Naturvollkommenheit begabt, in ihrer Art glücklich, sich selbst harmonisch leben. Dieser Geschöpfe freie, leichte Gestalt, ihr reines, der Natur gemäßes Leben führt meinen Philosophen an die höchste Behörde des Menschen, an seine Gestalt, an sein Decorum. Vom Hirsch und Roß, von der Gemse und dem Elephant steigt er zum Menschen —

* * *

A. Wohlan, meine Freunde. Wenn jedes lebendige Geschöpf, seiner Gestalt nach, ein Maximum seiner Bedeutsamkeit an sich trägt, dessen Anerkennung, verständig oder sinnlich, uns den Begriff seiner Schönheit, d. i. des Wohlseyns in seinem Element gewähret, wird dem Menschen dieser Ausdruck seiner Virtualität fehlen? Ihm, dem Mittelpunkt aller lebendigen Erdgeschöpfe.

E. Alles am Menschen ist darstellend, ausdrückend, reell bedeutend. Nicht, wie in einer Schachtel wohnt des Menschen Geist, die ihn belebende, ihm angebohrne

Kraft, sondern charakteristisch und energisch, ausgedrückt in seinen Gliedern, Bewegungen und Gebehrden. Die Stirn des Menschen; sie zeigt nicht etwa nur jetzt und dann Gedanken; sie ist seine Gedandankenform. Die Wölbung seiner Augenbranen, beweglich und daurend, ist Ausdruck seiner Gesinnung; das Auge der Sprecher seines Blicks, seines Willens und Begehrens. Die ganze Form des Gesichts und Körpers ist das Gepräge seines Charakters der Empfindung. Jedes unverdorbenen Menschen verständlich. Z. B. Wer wird einer zerbrochenen Schulter irgend eine Last auflegen? Wer von einem Menschen mit gekrümmter, zerquetschter Brust Helden-Gesinnungen erwarten? Oder der schleichenden Affenhand eines Heuchlers seine Hand reichen? Wer dem ausgelöschten, unsichern Auge Herzlichkeit, oder dem irrenden Blick eines Wahnsinnigen streng- und inniggefaßte Wahrheit zutrauen? So zeichnet der Gang des Menschen, sein Kommen, Sitzen, Weggehen, das Tragen seiner Hände, die Oeffnung und der Schluß seines Mundes, sein Reden und Schweigen, ohne daß Trügerei hilft, alles zeichnet ihn wie er ist, reell, wahrhaftig.

A. Es zweifeln doch aber so manche an der Wahrheit der Physiognomik?

C. An der Wahrheit der Physiognomie zweifelt niemand; Jedem Aufmerksamen, jedem Menschen von Empfindung zeichnet sie sich, wie sich der Baum, die Frucht, die Pflanze, das Thier zeichnet. Ein Kind schon verstehet die Sprache des Gesichts und Auges; es unterscheidet bestimmt und heftig. Der unverdorbene Naturmensch fällt die sichersten, feinsten Urtheile, indem er nach ihnen handelt. Nur jeder bemerkt in seiner Weise. Der Spötter findet das Lächerliche, der Stolze das ihm Verächtliche, der Starke das Schwache, der Kleinling des Geschmacks das Unanständige zuerst und am liebsten; er hängt sich daran, und läßt die bessern Buchstaben dieser Schrift oft unbeachtet.

A. Dagegen der Verständige, Sittsame, Edle —

B. Wohlwollend sucht er die guten Züge dieser Naturschrift auf und wendet sich, die andern vorerst vergessend, an sie vorzüglich. „Sprich mit dem edelsten Theil eines fremden Gesichts," sagt mein Morgenländer, „nicht mit dem unbedeutendsten und schlechtsten."

Dem Rath bin ich gefolget und habe mich wohl dabei gefunden. Ich knüpfte meine Gesinnung an diese bessern bedeutenden Züge, als an meine Gehülfen, und zwang dadurch oft den Schlechtsten, für den Augenblick seinem bessen Genius, den ich in ihm aufweckte, zu folgen.

A. Also ergreift die empfindende Seele ein ganzes Bild vom ganzen Menschen in seinem Seyn und Charakter?

C. Ein ganzes Bild vom ganzen Menschen, sein geistig-körperliches Daseyn. Dies prägt sich ihr zuest ein und auf einmahl und unzerreißbar. Was wir bei jeder Thierart bemerkten, daß sie für ihr Element wie im Handeln gebildet, sogar ossificirt worden, so zeigt sich jeder Mensch in seiner Gestalt, in seinen Gebehrden dem, der ihn zu sehen vermag, handelnd.

A. Sollte der Mensch in dieser seiner echten Gestalt sich selbst erkennen und merken können, was an ihm schwach und stark, Form oder Unform sey?

C. Trägt er nicht sein Bild, seinen Charakter selbst bewußt mit sich? Charakter aber heißt Einschnitt, eingegrabene Bezeichnung. Er weiß, wenn

ers wissen will, woran es ihm fehle, wo der Berg in ihm ein Thal, das Ueberladene Schwächen gebe, und wie die Natur, wo immer möglich, die Unform compensire. Daß ers nicht immer wissen, noch weniger sagen mag, gehöret nicht hieher; daß er sich aber in seiner Gestalt fühle, wie er sich in ihr auch jedermann zur Schau trägt, leidet keinen Zweifel, da es ja Realität, d. i. die Sache selbst ist.

A. Also findet in unedlen, verwirrten und verworfnen Menschenformen auch eine Compensation Statt?

C. Dank der Natur! auch an der verwirrtesten und verworfensten sind noch Züge der Menschheit kennbar; indeß freilich andre Gestalten, die an Reinheit, Kraft und Harmonie sich auszeichnen, uns wie Engel unter Menschen erscheinen. An ihnen hängt unser Auge; zu ihnen spricht unser Herz; es fühlt sich dem Brennpunkt menschlicher Virtualität, der Reinheit eines menschlichen Daseyns nahe, nahe, mit innigster Freude. Diese in allen Zügen und Formen bedeutende reine Menschengestalt ist menschliche Schönheit.

A. Das Resultat unsrer Unterredung wäre also dieses, daß ohne Begriffe und Vorstellung eines Zwecks das Wort Schön und Schönheit nirgend Statt finde. Je flacher der Begriff der Sache ist, bei dem wirs gebrauchen, desto kindischer wirds genannt. Je wesenhafter, desto treffender ist unser Begriff von ihrer Schönheit. Ohne Objekt sich einen Inbegriff der Eigenschaften des Objekts, d. i. ohne alles Schöne sich Schönheit denken ist Traum; ein Gefühl ohn' alle Begriffe Wahn, und eine Philosophie, auf solchen Wahn gebauet, ihrem eignen Geständniß nach, die Begriff- und Zweckloseste, die je dieses Namens sich anmaaßte.

1. Im gemischten formlosen Reich der Schöpfung,

gibt uns das erste Geschiebe, der erste Rhombus, in dem eine Steinart bricht, als Gestalt nur dadurch Vergnügen, daß sie Gestalt ist, uns anschaulich, uns begreiflich. Alle Krystillisationen noch vielmehr. Je regelmäßiger, je vielartig-einiger, desto angenehmer. Vom Basaltpfeiler bis zur Schneeflocke und dem Baum Dianens. Farbe, Glanz, Härte u. s.

samt dem ganzen Complexus der Eigenschaften des Dinges, nur nach Begriffen und Zweck gehören sie zum Reich des Wohlgefallens; das Formlose schätzen wir nur in Absichten, daß es durch uns Form erhalte oder zur Verschönerung unsrer Form diene.

II. Im Reich der Organisationen

herrschen die Elemente. Sie gebieten und geben Form, d. i. sie beschränken den organisirenden Geist, der in diesem Element wirket, so daß jedes Gebilde als ein Inbegriff der Wirksamkeiten und Fühlbarkeiten zu betrachten ist, die in diesem Element nach Ort und Zeit Statt fanden. Das ganze Wohlseyn ihres Inbegriffs von innen macht ihre Wohlgestalt von außen, d. i. ihre Naturschönheit von uns begriffen, unsern Sinnen harmonisch wird es uns schön.

I. Im Reich der Vegetation.

Das Wort Gewächs weiset auf Lebensalter des Gewächses. Die Zeit seiner Blüthe offenbart alle seine Kräfte; mithin ist sie das Zeitalter seiner Schönheit. Blüthe und Frucht sind uns nur sofern schön, als sie

unsern Organen zustimmend sich äußern; die Form jedes Gewächses ist dadurch an sich selbst schön, daß es, in allen seinen Theilen und Kräften mit sich Eins, seinem Element gemäß lebet und wirket.

II. Im Reich lebendiger Wesen.

1.

Des Wassers. Hier wurden Gebilde, wie sie der Geist des Elements thätig und fühlend hervorbringen konnte. Aus beidem entstand ihre Form; in ihrem Element zu leben, und ihres Daseyns zu genießen, sind sie gebildet. Uns dünken sie schön oder häßlich, nachdem diese ihre lebendige Form von uns sinnlich begriffen wird und Nebenideen sie nicht verdunkeln. Alle lebendige Wesen, die, am Rande eines Naturreichs gestaltet, zu zwei derselben gehören, dünken uns häßlich, weil der Inbegriff ihrer Naturkräfte entweder unentwickelt ist, oder uns doppelgestaltig, mithin verworren erscheinet.

2.

Im Reich der Luft, als in einem uns verwandteren Element bildeten sich schon harmonischer mit uns die Gestalten, und noch nehmen wir an ihrer Schönheit fast nur durch ihre Bekleidung, durch ihren Laut und durch das Wohlgefallen an ihrer Lebensweise Theil. Licht und Luft erschufen schöne Gestalten, die mit sich selbst harmonisch im Reich der Freiheit leben und wirken. Wo auch in diesem Reich zwei Elemente an einander grenzen, erscheinen uns Mißgestalten; die Geschöpfe der Nacht sind uns gar widrig.

3.

Erdengeschöpfe, die letzten und festesten stehn uns am nächsten; wo sie unsrer Bildung zu nahe sind, oder durch falsche Neigungen zu uns gehören, führen sie unser Urtheil irre. Leicht und in schöner Proportion gebauete, uns unschädliche, mit edlen Kräften begabte, reine, muntre Thiere sind uns die angenehmsten, die schönsten.

4.

Der Mensch endlich ist uns das Maas und Muster der organischen Schönheit; in ihm sind alle seine Formen bedeutsam.

Hier brach unser Gespräch ab, wo dann ein neues sich anknüpfen sollte, nämlich: wie steigen die organischen Gestalten hinauf zur menschlichen Schönheit? Vielleicht nehmen wir die Materie bald wieder auf. Was sagt zu diesem Allem die Kritik?

B. „Es wird also, sagt die Kritik, *) eine Gesetzmässigkeit ohne Gesetz, und eine subjektive Uebereinstimmung der Einbildungskraft zum Verstande ohne eine objektive (da die Vorstellung auf einen bestimmten Begriff von einem Gegenstande bezogen wird), mit der freien Gesetzmässigkeit des Verstandes (welche auch Zweckmässigkeit ohne Zweck ge-

*) S. 68.

nannt worden), und mit der Eigenthümlichkeit eines Geschmacksurtheils allein zusammen bestehen können."

C. Um ein abgeschmacktes, d. i. Begriff-, Objekt- und verstandloses Urtheil zu werden. Dergleichen witzige Gegensätze, „Zweckmäßigkeit ohne Zweck, Gesetzmäßigkeit ohne Gesetz, Gefühl ohne Begriff u. s.," heben allen Begriff und Geschmack wie alle Kritik auf; Gefühl, Urtheil und Kunst machen sie — wozu? zum Affenspiele.

V.

Vom
Misbrauch der Namen
des
Angenehmen und Schönen
des
Interesse, des Reizes und der Rührung,
des
Begriffs, der Form und Zweckmäßigkeit,
der
Vollkommenheit, allgemeinen Norm
und des
Gemeinsinns am Schönen.

Wie lange sollen Männer mit Worten spielen, und Jünglinge diese Wortspielerei bewundern? Was angenehm, schön, zweckmässig, gefällig, was Interesse, Form, Begriff, Gemeinsinn sey, können wir alle wissen; es würde eine uncultivirte Nation anzeigen, der diese Worte entweder noch unbestimmt wären, oder die sich solche willkührlich bestimmen ließe.

1.

Angenehm (weiß jeder) heißt, was man gern annimt; am meisten brauchen wir das Wort von Gaben, von dem, was uns als Geschenk zukommt. *) Eine Empfin-

*) Der Römer gratus, gratia u. s. ging eben daher aus; von einer freiwillig erzeigten, dankbar angenommenen Wohlthat. Die Charis der Griechen nicht anders, wie die Abstammung und Fortpflanzung des Begriffs in Worten und Formeln zeiget.

dung, eine Begebenheit und Nachricht nennen wir vorzüglich dann angenehm, wenn sie uns unerwartet kommt, aber wohlthätig, annehmlich. Daß uns also auch das Nützliche sowohl, als das Schöne sehr angenehm kommen könne, wer zweifelte daran? Auch außer seiner Schönheit ist uns z. B. ein Gemählde sehr angenehm, wenn es von guter Hand kommt und uns angenehm erinnert. Nicht Gegensätze sind diese Begriffe, sondern Unterschiede, deren mehrere nicht nur beisammen seyn können, sondern in den angenehmsten Gegenständen beisammen sind; daher bei diesem wie bei tausend andern Worten, die sub- und objektive Bedeutung Eins ward, und man der Kürze wegen dem Objekt zuschrieb, was, wie jederman begreift, nur dem empfindenden Subjekt gehöret. „Wie ist der Abend so angenehm! welche angenehme Musik ertönet!" sagt man, und jederman verstehet die Worte. Im engsten Sinn endlich, künstlerisch genommen, bezeichnet das Wort angenehm die Manier und Behandlung, die sich nicht etwa nur vom Unangenehmen, sondern auch vom Großen, Heftigen, Lustigen u. f. unterscheidet. Diese bei allen cultivirten Nationen ein-

geführten, geltenden Bedeutungen der Worte darf man weder verwirren, noch sinken lassen: denn nach den Begriffen der Kritik selbst gehören Geschmack und Kunst für den Gemeinsinn.

2.

Ueber das Schöne und die Schönheit ist gesprochen worden, seitdem man sprach; allemal drückten sich dabei nicht nur Begriffe, sondern auch Gesinnung und Lebensweise, Empfindung und Urtheilsfähigkeit des Sprechenden aus. Bei den Griechen (um nicht zu ältern Völkern hinaufzusteigen) bezeichnete das Schöne (το καλον), was hervorscheint und gleichsam hervorruft an Glanz und Ansehen, die Sonne, das Gold, eine ansehnliche Gestalt, hervorglänzender Muth und Ruhm, auszeichnende Thaten. Daher die häufigen Sprüche der Griechen: das Schöne sey schwer, des Schönen sey wenig, das Schönste sey das Vortrefflichste, Höchste. Schön und groß, schön und brav fügten sie zusammen; das καλος κ' αγαθος war immer in ihrem Munde. Da also von Glanz, Ruhm und Vortrefflichkeit bei ihnen die Idee der Schönheit ausging, so konn-

te sich auch ihr Name nicht anders als mit Kraft und Bestreben, nicht mit schlaffem Genuß oder Nutzloser Weichheit paaren. Auch die verfeinte Sprache der Griechen wich von diesem edeln Ursprunge nicht ab; das Anständige und Ruhmbringende blieb in der Idee, wie bei den Römern das pulcrum als ein honestum, decens, decorum. Künste des Schönen hießen dem Griechen nicht, was sie der Kritik heißen, müssige Spiele; gerade die schwersten waren ihnen die edelsten Künste, die zu dem Vortreflichsten geschickt machten und zu ihm gehörten.

Auch uns soll dieser Sinn des Worts schön nicht untergehen: denn ihn gebietet auch unsre Sprache. *) Das Hervorscheinende, das Anständige und Edle in Gesinnungen, Gestalt und Thaten, nur das sey uns schön.

Seit Plato über das Schöne und Gute (καλον κ'αγαθον) philosophirte, verbanden sich beide Begriffe fester. Das Schöne war ihm eine Darstellung des Guten und

*) Schön kommt von scheinen, hervorscheinen.

Wahren. Einen Hippias nur zieht sein Sokrates mit der Frage: „was ist das Schöne?“ hin und her, und versiehet ihn zuletzt mit keiner andern Auskunft, als daß das Schöne zu finden schwer sey; gegen Andre hat er sich deutlich erkläret. Sein Schönes (der griechischen Bedeutung gemäß durfte er das Wort also gebrauchen) war das Bleibende der Dinge selbst, ihre innere Gestalt, von welcher die äußere nur ein veränderliches Traumbild sey. In menschlichen Seelen war ihm das Gerechte, Schöne und Gute Eins; er tadelte, als Sophistenkunst, wenn man sie trennte. Immer ihr Freunde, soll uns sein Gespräch mit Phädrus *) werth, der Ahorn am Ilissus, unter welchem es gehalten ward, ein heiliger Baum und Sokrates Gebet zu Ende der Unterredung unser Gebet bleiben: „Guter Pan! und ihr andern Götter dieses heiligen Ortes! Gewährt mir, daß mein Inners schön, und mein Aeußeres dem Inneren harmonisch sey. Reich ist nur der Weise. Geldes sey mir nur soviel beschert, als dem Mäßi-

*) Ueber das Schöne.

gen gnüget. Sollen wir noch um etwas anders bitten, ihr Freunde? Mir ist dies Gebet hinreichend."

In der Platonischen Schule erhielt sich dieser edle Begriff des Schönen, bis man ihn zuletzt überfeinte. Unverkennbar indeß sind die Spuren desselben auch noch in den scholastisch-dunkeln Zeiten, die man oft, auch wo man sie nicht erwartet, angenehm-betroffen findet. In Augustin und Boetius, in Erigena, Thomas von Aquino, Albertus Magnus, in Tauler und andern zeigt sich der schöne Begriff unter dunkleren und helleren Wolken, bis er bei Wiederauflebung der Wissenschaften mit dem griechischen Plato wie ein Morgenstern aufging. Dank diesen Platonisten! Dank allen Beförderern des Schönen und Guten damaliger Zeit! Eben mit ihren Schwärmereien für diese Begriffe haben sie Europa zum Licht geholfen.

Früher als andre ward die Italienische Poesie von der Fackel erleuchtet, in der das Wahre, Schöne und Gute, als Ein dreifarbiger Stral erschien; die Gedichte Dante's, Petrarka's und so vieler andern glänzen noch in diesem Lichte. Selbst

Philosophen, Campanella vor andern, legten in der damals beliebten Form dieses heiligen Drei, des Wahren, Guten und Schönen, auch ihre wissenschaftlichen Gebäude an; ja kein umfassender, geschweige eindringender Geist, der im Mannichfaltigen Einheit, in Worten Sache, im Schein die Wahrheit suchte, hat diesen Bund der drei wesentlichen Tendenzen unsers Daseyns trennen mögen.

Die gesellschaftlichste Nation Europens behandelte den Begriff des Schönen meistens als ein Angenehmes, gesellschaftlich, oft spielend. Ungerecht wäre es indessen, den Witz oder Scharfsinn zu verkennen, der in den Untersuchungen mehrerer französischer Schriftsteller auch über diese Begriffe, z. B. Diderots, Rousseau's, Montesquieu's, und vor ihnen Crousaz, de Pouilly u. f. hervorleuchtet. Die Zahl ihrer feinern Kritiker ist fast unnennbar; ihre Sprache selbst ist Kritik, Kritik des Schönen in den feinsten Unterschieden der Begriffe und Worte.

Unsre westliche Nachbarn, die Insulaner — in Ausübung der Künste des Schönen waren sie zwar selten Meister, und im Geschmack an ihnen oft mehr Käufer und

Besitzer, als wahre Eigenthümer; in der Philosophie des Schönen indeß, in Anwendung des Schönen aufs Sittliche haben sie dem edlen Begriff der Griechen nachgestrebet. Außer ihren großen Dichtern und dichtenden Denkern, die, wie Shakespear, Milton, Pope, Young u. s. oft in wenigen Zeilen eine ganze Theorie vortragen, dürfen wir uns nur der Stunden erinnern, die uns Shaftesburi und Addison, Johnson, Cumberland, Hurd, Wahrton, Webb, Spence, unter ihren Nachbarn Blackwell Harris, Home, Smith, Beattie verschafften. Durch Lessing, Eschenburg, Garve, Blankenburg u. s. war ein großer Theil dieser brittischen Kritik uns so eigen worden, daß wir die unsre, dem brittischen Baum eingeimpft, als ein neues eigenes Gewächs fortblühend hofften, als plötzlich die kritische Philosophie zeigte, wie wir vor ihrer Erscheinung bar und blos aller Grundsätze zur Kritik des Schönen gewesen, daß Trotz eines Dürers und beider Hagedorne, Trotz Hallers, Klopstocks, Lessings, Mendelsons, Kästners, Baumgar-

tens, Sulzers, Engels, Garve, Hemsterhuis, Mengs, Winkelmanns u. s. wir dennoch von der echten Kritik des Geschmacksurtheils nichts gewußt, bis sie uns offenbarte: „Das Geschmacksurtheil sey ästhetisch; das Wohlgefallen am Guten sey nicht schön. Schön sey der Gegenstand eines Wohlgefallens ohne alles Interesse; Schönheit sey, was ohne Begriff als Gegenstand eines nothwendigen Wohlgefallens erkannt wird.“ Mit diesen Spielmarken zahlt man in Deutschland seit dem Jahr 1790. Die seit Homer und Plato bei allen cultivirten Völkern Europa's über die Natur des Schönen geprägte Münze ist verrufen.

Ω μεγιϛη των θεων
Νυν κσ' αναιδει', ει θεου καλειν σε
δει.
Δει δε' το κρατεν γαρ νυν νομιζεται
θεος.

Doch schnell zur folgenden Zahl, der Aufklärerin dieses —

3.

Interesse. Seit Helvetius über=

triebenen Behauptungen hat das Wort, wie einst voluptas, eine Scheu erregt, die, wenn man statt seiner an Ort und Stelle den deutschen bestimmteren Ausdruck Eigennutz gebraucht hätte, fast ganz unterblieben wäre. Ohn' allen Eigennutz kann ich mir sehr nützlich, mit allem Eigennutz mir und andern sehr schädlich werden. Mit Nutzbarkeit für mich kann die Tugend bestehen; mit Eigennutz nie. Würde endlich Eigennutz die Basis der Kritik alles Wahren, Guten und Schönen — — kurz, zum Begriff der Schönheit gehört das Wort Eigennutz gar nicht. Wer die Vortreflichkeit eines Kunstwerks fühlet, wird nicht fragen: wie viel es koste? sondern ausrufen: es ist unschätzbar. Hätte aber auch jemand so große Liebe zum Kunstwerk, daß er es (wir setzen den äußersten Fall) entwendete; wäre jemand von der Schönheit eines Weibes so umstrickt, daß er sie entführte; so geht sein Gefühl der Schönheit Einen Weg, seine Thorheit oder sein Verbrechen den andern. Dort beurtheilt ihn der Schönheits-, hier verurtheilt ihn der Criminalrichter; beide haben nichts mit einander.

Interesse aber hat die Schönheit;

ja alles Gute hat nur durch sie Interesse. Denn was heißt das Wort? Interesse ist quod mea interest, was mich angeht. Betrifft eine Sache mich nicht, wie könnte ich an ihr Wohlgefallen finden? Um zu gefallen muß der Dichter, der Künstler, ja die Natur selbst uns zuerst interessant werden; sonst geht alles, was sie uns auftragen, uns wie ungewürzte Kost, wie ein Gericht Nußschalen vorüber.

Interesse ist wie des Guten und Wahren, so auch der Schönheit Seele. Nimm ihr das, wodurch sie an sich zieht und an sich festhält, oder welches einerlei ist, wodurch sie sich uns mittheilet, aneignet; was habe ich mit ihr? Gieb ihm Interesse, und ein Mährchen der Mutter Gans gefället mehr, als eine langweilige Heroide.

Interesse am Schönen; giebts ein reineres Interesse? Was ist dagegen der kalte Eigennutz, der philosophische Stolz, die üppige Selbstliebe? Vermöge des Wesens, das mich aus mir selbst setzt, indem es sich mir aneignet, vergesse ich meiner. Ohne kleinliche Rückkehr auf mich bin ich von der Idee erfüllt, die mich über mich hebt, die

alle meine Kräfte beschäftigt; dagegen jedes Uninteressante mich leer läßt, und wenn ichs geschehen lasse, vor langer Weile mich tödtet.

Kein schönes Werk der Kunst oder der Natur soll uns also ohne Interesse seyn; in dem reinen Verstande nämlich, in welchem alle cultivirte Nationen das Wort gebrauchen, der dann jeden schändlichen, der Kunst unwürdigen Nebenbegriff des Eigennutzes, des Wuchers u. s. ganz ausschließt. Warum wollten Wir Deutsche, und wie dürfen Wir die gemeinsame Sprache der Völker, die früher als wir, die Kritik betrieben, eine angenommene Sprache, verwirren und ummodeln? Der feine complexe Begriff, der sich in Sachen der Kunst und des Geschmacks das Wort Interesse, interessant u. s. einmal zugebildet hat und dabei weder an Eigennutz, noch an Zinsen denkt, wundert sich, daß man ihm so Etwas nur gegenüber stellen, geschweige mit ihm verwirren möge.

4.

Reiz, Rührung. „Das reine Geschmacksurtheil soll von Reiz und Rührung unabhängig seyn;“ wie ist ein Geschmack oh-

ne Geschmack, eine Empfindung des Schönen ohne Reiz und Rührung möglich? Würde nun gar, was im Urtheil des Geschmacks von Reiz und Rührung abhängt, dem reinen Geschmacksurtheil entgegengesetzt, und als unrein, als empirisch verworfen, wo gerathen wir hin mit dieser neuen kunstwidrigen Kunstsprache?

Das Feinste und Reinste des Interessanten heißt Reiz; das punctum saliens der wirkenden Schönheit. Hat sie keinen Reiz für mich, weh' ihr, der Leblosen! Habe ich für ihre Reize kein Gefühl; wehe mir, dem Gefühlberaubten!

Was wir Anmuth und in höherer Wirkung Reiz nennen, nannten die Griechen Charis, die Römer venustas; sie können nicht zart gnug davon reden. Es ist das Pünktchen auf der Wage des Wohlgefallens, das den Ausschlag giebt, eben nach welchem die Kunst sowohl, als das natürliche Wohlgefallen, die Charis, strebet. Karg mit dem Lobe über dies höchste Ziel der Kunst schätzen sie Reiz für eine, die lauterste Göttergabe; jene himmlische Anmuth nämlich, die dem gemeinen Auge der Sterblichen

nicht einmal erscheinet. In einem Gürtel verborgen, kündigt selbstbewußte Ruhe sie an. Einhalt des Sinnes theilet sie mit, heilige Freude hält und bewahrt sie. Sie, die Grazie, das auszeichnende Eigenthum der himmlischen Aphrodite. Diese für Schaum, den Mittelpunkt des reinsten Wohlgefallens für Empirismus erklären, vor welchem sich das Geschmacksurtheil zu hüten habe, errichtet ein Tribunal, auf welchem freilich die Grazien nicht, auf dem die Reiz - und Rührungslosen thronen, und thronen mögen!

Die Beispiele, welche die Kritik von Reiz und Rührung giebt, *) z. B. „die grüne Farbe der Wiesen, der einfache Ton einer Violin) von welchem es noch ungewiß sey, ob er eine Form habe), die Farben, welche den Abriß illuminiren, Gewänder an Statuen, Säulengänge an Gebäuden, der goldne Rahmen am Gemählde" sind unter der Kritik. Ist Reiz (wie die Kunst das Wort nimmt und behalten muß) eben der höchste Punkt, nicht etwa blos der Zeichnung, sonden des fast Unerreichbaren der Zeichnung, der Seele

) Kritik. S. 38.

des Bildes, der Schönheit in lebendiger Bewegung, im Moment der Charis, der Mittheilung; ist Rührung, wie hier davon die Rede seyn kann, nichts als die Empfindung des Schönen selbst im Augenblick des reinsten Erkennens und Aneignens; wie? von diesem Moment, dem Quell und Wesen alles Schönen, sollte das kritische Geschmacksurtheil unabhängig seyn, damit es a priori „ohne Reiz und Rührung" urtheile? Ohne Reize gewiß, und dem Sinn jedes Verständigen mit unangenehmer Rührung. Uns, Freunde, werde im Wirken und Urtheilen nie die Charis unhold, die allen Künstlern, Weisen und Dichtern alter und neuer Zeiten so unaussprechlich werth war. Nichts flohen sie in Kunst und Vortrage mehr, als die Schlaffheit, den Reiz- und Rührungslosen Acharientismus.

5.

Begriff. Form der Zweckmäßigkeit, Form.

Was Begriff sey, weiß Jeder. Jeder meint und nennet darunter die Vorstellung eines Gegenstandes, das, was ich mir

von ihm erkennend aneigne. Nachdem das Organ, der Gegenstand, die aneigende Kraft ist, wird der Begriff dunkel oder hell, vielfassend oder dürftig, lebhaft oder matt und welk; einiges Licht, einige Kraft, einiges Leben muß er indeß doch haben, sonst wäre es kein Begriff. Das Spiel, das in andern Sprachen mit dem Wort Idee getrieben worden, ist unserm deutschen Wort Begriff fremde. Uebrigens ist das Feld der Vorstellungen in der menschlichen Seele von den Griechen sowohl, als Neuern auch in der Sprache mit so hellen Unterschieden bezeichnet, daß alle cultivirte Nationen Europens sich über psychologische Gegenstände nicht nur verstehen, sondern gewissermaaßen in allen Wissenschaften an Einer und derselben Wissenschaft fortzubauen schienen: so faßlich, so naturgemäß war, wenige Unterschiede ausgenommen, in Plato und Aristoteles, Cartes und Leibnitz, Locke und Condillac die angenommene psychologische Sprache.

Hören wir nun plötzlich von „Geschmacksurtheilen ohn alle Begriffe, weil von Begriffen es keinen Uebergang zum Gefühl der Lust und Unlust gebe,“ *) so stehen unsre

*) S. 17. 18.

Begriffe still. Wie? fragen sie einander, giebt es in der menschlichen Natur, nicht etwa nur ein Gefühl der Lust und Unlust, sondern Urtheile sogar, ästhetische Geschmacksurtheile ohne Begriff, ohn' alle Begriffe? Sind wir unter die Auster und Milbe hinabgesunken, bei denen selbst für uns ein Gefühl ohn' irgend eine Vorstellung, so dunkel sie auch sey, kaum denkbar ist? Und wäre an einem Uebergange von Begriffen zu Gefühlen der Lust und Unlust, oder von diesen zu jenen auch nur zu zweifeln, geschweige ein solcher als undenkbar zu läugnen, da zwischen Einem und dem Andern, die wir überhaupt nur durch Abstraction theilen, wir uns des innigsten Ueberganges jeden Augenblick bewußt sind? Der Schwärmer selbst senkte sich nie so tief in den dunkeln Grund seiner Seele, daß er ohn' alle Begriffe zu empfinden, geschweige zu urtheilen glaubte; und hätte er diese Begrifflosigkeit zum Kriterium und Postulat gemacht, daß eben deshalb seine Empfindungen und Geschmacksurtheile allgemein-gültig seyn müßten: so würde man nichts als das kleine Wunder von ihm be-

gehrt haben, ohne Begriffe diese Begrifflose Geschmacksurtheilsgabe andern und jedermann mitzutheilen.

Allen Freunden des Schönen war auch bei der innigsten Empfindung desselben der Begriff der Schönheit heilig und werth; den Griechen schien er der Begriff der Begriffe selbst, die innerste Zusammenfassung und Energie unsrer Seele, auch das Wahre, das Gute sich innigst zuzueignen. Wenn unser Verstand sich seine heitersten Begriffe denkt, muß er sich ein Ganzes constituiren; mithin schafft er sich eine Idee, ein Bild der Schönheit. Soll unser Wille auf ein Gutes wirken; einladend muß es ihm entgegen kommen, in seine Bewegungsgründe, als in wesentliche Reize gekleidet, die aus dem Gegenstande selbst entsprungen, ihn bilden, ihn constituiren, ein Bild der Schönheit. Jeder Sinn, sahen wir, ist dazu organisirt, daß er sich ein Eins aus- und mit Vielem, aussondre, aneigne; sonst war er kein organischer Sinn einer Seele. Mittelst der tastenden Hand schon, bei jeder Fläche, jeder Linie des Körpers ertastete die Seele sich Theilbegabte tota; so al-

lein füllete unsre Phantasie sich mit lebhaft-unterschiedenen Begriffen, deren keiner ohne einen Grad Lust oder Unlust seyn konnte. Dem Auge und Ohr endlich traten sogar eigne Medien vor, jedes mit einer unzerreißbaren Zusammenordnung eines Vielen zu Einem, der Bildung des Organs harmonisch, begabt; den Sinnen selbst also ward durch diese Regel des Schönen nicht etwa nur der rohe Stoff der Begriffe verwirrt und unbildsam entgegengeworfen, sondern von der Natur in einem uns unabänderlichen, dem Sinn durchaus verständlichen Maas zugemessen, zugewogen. Bei der verworrensten Empfindung also, wie könnten wir uns in einem Begrifflosen Tartarus wähnen, mit der Hoffnung, je daraus zum Licht Eines Begriffs zu gelangen? Giebts von Begriffen keinen Uebergang zum Gefühl von Lust und Unlust; so auch von Diesem nicht zu Jenen. Die eherne Pforte wäre verschlossen, unübersteigbar stünde eine Kluft vor uns da. Dank der Natur, die in Allem das Gegentheil thut von dem, was die Kritik postuliret. In einem verständig-empfindenden Wesen ist kein Gefühl ohne Begriff, das Ja und Nein keines Urtheils oh-

ne Gefühl der Convenienz oder Disconvenienz, mithin ohn' einiges Gefühl des Angenehmen und Unangenehmen auch nur denkbar.

*
* *

„Form der Zweckmäßigkeit eines Gegenstandes, sofern sie ohne Vorstellung eines Zwecks an ihm wahrgenommen wird." Ist diese Wahrnehmung möglich? und wäre sies, ist sie die Empfindung der Schönheit?

Wie ein Zweckmäßiges in der Form des Gegenstandes so lebhaft wahrgenommen wird, daß diese Wahrnehmung mir Lust gewähret, da muß ich mir einen Zweck vorstellen oder die Form des Zweckmäßigen verschwindet. Ein leeres Gedankenspiel ists, daß „eine Zweckmäßigkeit auch ohne Zweck seyn," *) daß ich mir jene der bloßen Begreiflichkeit wegen, (zum Scherz gleichsam) setzen und wegräumen könne." Nur der kann es, dem die Zweckmäßigkeit der ganzen Natur, mithin der Verstand selbst ein Scherz ist.

*) S. 33.

Könnte ichs aber auch, was thäte dies zum Begriff, in welchem von dem Zweck die Rede ist, der im Gegenstande auf mich wirkt, zum Begriff der Schönheit? Auf einmal wirken und nicht wirken kann dieser doch nicht; wenn er mich also wirklich erfüllet, was der Urheber sonst für Absicht hatte, was das Werk auf andre für Zwecke habe, was thut dies mir? Ich genieße den wesenhaften Zweck, ich lebe im Geist des Werkes.

Im Geist; nicht in der todten Form: denn ohne Geist ist jede Form eine Scherbe. Geist erschuf die Form und erfüllt sie; Er wird in ihr gegenwärtig gefühlt; Er beseligt. Schnitzt und tappt, so lang' ihr wollt, an der zweckmäßigen Form ohne Vorstellung des Zwecks, Kraft- und Geistlos; ihr wühlt in Sägespänen, ihr bildet aus kalten Leimen. Mit dem Wort „Form ohne Begriffe des Schönen," mit dem spielenden Gegensatz „Form der Zweckmäßigkeit ohne Zweck, "hat sich in der Kritik ein Endloses Geschwätz erhoben, voll leerer Worte, voll Widersprüche und Tavtologieen, die unglücklicher Weise auch eben so leere Werke zur Welt gefördert ha-

ben. „Was thut ihr da, ihr geschäftigen Leute?“ „Wir schneiden Formen; Formen der Zweckmäßigkeit ohne Zweck, aus nichts, zu nichts. Diese Leerheit heißt uns reine Form, Darstellung reiner Objektivität ohne Objekt, und ja ohne Beimischung Eines Funkens Subjektivität: denn diese Subjektivität wäre vielleicht gar Genie, ein in der kritischen Geschmacks-Urtheilswelt verschrieener Name. Seit es durch sie Tag worden ist, hat sich der Geist davon geschlichen; aber „Geschmacksurtheile ohne Begriffe und Zweck“ gelten. Sie urtheilen nicht über Geisteswerke, sondern über Formen, über Objektlose, reingriechische Formen.

Sinnvoler Aristoteles! wenn du den Misbrauch, wie so vieler deiner Worte, so auch dieses Worts sähest! Form war dir die Wesenheit der Sache selbst (εντελεχεια, αιτιον τȣ ειναι), in welcher die andern Bedingungen ihrer Existenz, Materie, wirkende Ursache, Zweck, als im Mittelpunkt zusammentrafen; hier sind sie durch einen willkührlichen Machtspruch wesentlich und nothwendig getrennt; ein Setzen des Zweckmäßi-

gen ohne Zweck, ein Urtheil ohne Begriffe ist die kritische Geschmackslosung.

6.

Vollkommenheit. Mehrere hatten die Schönheit durch den sinnlichen Ausdruck eines Vollkommenen erklärt; die Kritik verwirft diese Erklärung. „Das Formale in der Vorstellung eines Dinges, d. i. die Zusammenstimmung des Mannichfaltigen zu Einem (unbestimmt, was es seyn solle), giebt für sich ganz und gar keine objektive Zweckmäßigkeit zu erkennen; weil, da von diesem Einen als Zweck (was das Ding seyn solle) abstrahirt wird, nichts als die subjektive Zweckmäßigkeit der Vorstellungen im Gemüth des Anschauenden übrig bleibt, welche wohl eine gewisse Zweckmäßigkeit des Vorstellungszustandes im Subjekt, und in diesem eine Behaglichkeit desselben eine gegebne Form in die Einbildungskraft aufzufassen, aber keine Vollkommenheit irgend eines Objekts, das hier durch keinen Begriff eines Zweks gedacht wird, angiebt. Wie z. B. wenn ich einen Rasenplatz im Walde antreffe, um welchen die

Bäume im Cirkel stehen, und ich mir dabei nicht einen Zweck nämlich, daß er etwa zum ländlichen Tanz dienen solle, vorstelle, nicht der mindeste Begriff von Vollkommenheit durch die bloße Form gegeben wird. Eine formale objektive Zweckmäßigkeit, d. i. die bloße Form einer Vollkommenheit (ohne alle Materie und Begriff von dem, wozu zusammengestimmt wird), sich vorzustellen, ist ein wahrer Widerspruch." *) Und die Wahrnehmung der Form der Zweckmäßigkeit ohne alle Vorstellung eines Zwecks wäre es minder?

Kein Philosoph hat je behauptet, daß die Zusammenstimmung des Einen zum Vielen, unbestimmt, was es seyn solle, eine objektive Zweckmäßigkeit zu erkennen gebe: denn wenn weder dies Eine, noch die Zusammenstimmung zu diesem Einen bestimmt ist, so ist kein Eins und keine Zusammenstimmung; wir sprechen im Traum. Eben das bestimmte Eins der Zusammenstimmung giebt den Begriff des Zweckerreichenden im Objekt,

*) Krit. S. 45. 46.

wobei das Eine, der Zweck selbst, die Form (το αιτιον, εντελεχεια) die Seele des Ganzen ist und bleibt, die nach keinem fremden Zweck außer sich dürstet. Ist der grüne Rasenplatz im Walde an sich schön, d. i. eine seltene Zusammenstimmung des Vielen zu Einem, so bleibt ihm diese Zusammenstimmung, es möge darauf gespeist oder getanzt werden, wenn nicht von Menschen, so von Feyen und Dryaden. Diese schöne Einöde, der Schattenplatz unter diesem Baum, Anakreons und Bathyllus καταγωγιον, das jeden Vorübergehenden einlud; mag es die Natur oder mögen es Menschen angelegt haben; jetzt ist der Ort mein; ich lasse mich darauf nieder, weil ich in ihm eine Zusammenstimmung zur Einheit, die mich ergetzet, die mir wohlthut, finde. Halten es andre, wie es ihnen gefällt, dem Ort selbst bleibt der Naturgeist, der ihn belebet. Ferner. Kein vernünftiger Philosoph hat die objektive Zusammenstimmung einer Sache zur Schönheit gemacht ohne subjektive Vorstellung dessen, der sie schön findet. Sich selbst ist die Sache was sie ist; vollkommen in ihrem Wesen oder unvollkommen; mir ist sie schön oder häß-

lich, nachdem ich dies Vollkommene oder Unvollkommene in ihr erkenne oder fühle. Einem andern sey sie, was sie ihm seyn kann.

Die Formel der Philosophen, daß Schönheit die Darstellung, d. i. der sinnliche, zu empfindende Ausdruck einer Vollkommenheit sey, hat also nicht nur nichts Widersprechendes in sich; sie ist auch wahr und hell und prägnant, vor Irrwegen bewahrend und zu etwas Sicherm leitend; alle vier Momente der Kritik sind gegen sie vier zerfallende Lufträder. Wesenheit des Dinges, innere Bestandheit und Einheit, es sey rein in sich oder in constituirenden Theilen, muß daseyn im Objekt, selbst des schönen Traumes. Zweytens. Es muß sich darstellen, d. i. reel ausdrücken, empfindbar zeigen. Diese Darstellung, sein lebendiger Ausdruck, muß drittens meinem Organ, wie meiner Empfindungs- und Vorstellungsfähigkeit harmonisch seyn; sonst ist das Schönste mir nicht schön; diese drei Momente sind jedem Objekt wie jeder Empfindung des Schönen unerläßlich.

In welchem Grad der Lebhaftigkeit und Klarheit ich übrigens empfinde, dies hängt

von der Beschaffenheit des Objekts sowohl, als meiner selbst ab; hier ist eine Leiter unendlicher Grade und Verschiedenheiten. Selten sind alle Vorzüglichkeiten im Objekt und Subjekt beisammen; nach unsrer Organisation schränken manche einander ein, z. B. Lebhaftigkeit die Helle, Tiefe den Umfang. Da indessen auch hier eine Compensation Statt findet, so kann über die Sache selbst uns der Grad nicht irren. Und wenn die Kritik verworrene Begriffe und das objektive Urtheil, das sie zum Grunde hat, durchaus nicht für „ästhetisch" gelten lassen will, „weil man sonst einen Verstand haben würde, der sinnlich urtheilt, oder einen Sinn, der durch Begriffe seine Objekte vorstellte," so lasse man ihr ihre Wahrnehmuug der Form des „Zweckmäßigen der Gegenstände ohn' allen Begriff," und freue sich der Natur, die uns allerdings einen Verstand verlieh, der sinnlich, d. i. nach Wahrnehmungen der Sinne urtheilt und uns allerdings Sinne verlieh, die uns Objekte zu Begriffen darstellen, mit denen die innigste Lust oder Unlust nicht nur verbunden seyn kann, sondern jeden Augenblick wirklich verbunden ist, wie wirs

alle wissen und empfinden. Ists nicht widrig, daß eine Philosophie, die die Natur auslegen soll, sich unterfängt, der Erfahrung Jedermanns zu widersprechen? die Sprache der Gesinnungen aller, auch der ältesten Welt zu ändern, und einander entgegengesetzte Winkel, die ohne einander nicht seyn können, deßhalb zu läugnen, weil sie einander entgegengesetzt sind?

7.

„Nothwendiges Wohlgefallen ohne Begriff. Allgemeine Norm und Gemeinsinn des Schönen.“ Jeder Mensch von seinem Gefühl erfährt, und hat es erfahren, daß in halbgebildeten oder irregeführten Völkern nichts so selten sey, als das reine Gefühl und Wohlgefallen am echten, geschweige am erhabenen Schönen. Der wahre Künstler arbeitet daher nicht für den gemeinen Geschmack, ist auf das Urtheil des Pöbels nie stolz; das Lob des Narren beschämt ihn, und der Beifall, die Aufmunterung Eines Kenners gilt ihm statt Vieler, statt Aller. Eigentlich aber arbeitet er auch nicht für diesen Kenner, sondern für sich;

die Idee, die in ihm liegt, die ihn treibt und beseligt, sie darzustellen, ist seine Sorge, sie dargestellt zu haben, sein Lohn. Vorschreien will Er der Menge nicht; noch weniger dem Urtheil des Kenners gebieten, und durch ein Postulat „So soll es seyn!" ihm den Mund stopfen; er benähme ja damit jeder freien Stimme die Luft, und entzöge sich selbst alle belehrende Aufmunterung. Ein Tyrann des Geschmacks ist (das wissen wir alle) die albernste Figur, die je die Sonne beschienen.

Hierüber sind nicht nur alle Zeiten einig; sondern es gründet sich hierauf auch aller Fortgang der Kunst, alle Cultur des Schönen. Wäre es Einem Geschmacksurtheiler erlaubt, sein Veto oder „Soll" auszusprechen, es zur Norm für alle Zeiten zu machen, und von „Gemeingültigkeit, von innerer Nothwendigkeit, als dem letzten Moment der Schönheit ohne Begriff" zu reden; wahrlich, so stünden wir noch vor Dädalus Bildsäulen und beim Karren des Thespis. Alles was Kunst ist, will Uebung, also auch eine freie Bahn der Uebung; jede Anlage der Menschheit bedarf einer Erziehung; vor allen andern die zarteste Pflanze unsrer Na-

tur, das Gefühl und die Kunst des Schönen. Daher steht gegen die Normaltyrannen des Geschmacks Alles, auch das Ruhigste auf, wenigstens mit innerm Spott gerüstet. Wir sehen den Schaden, den sie bei der unwissenden Menge stiften; deßhalb eben, sobald wir unsres Geschmacks sicher sind, treten wir in uns selbst zurück, sprechend: „in Sachen des Geschmacks soll niemand uns ein Soll sagen; wir dürfen fühlen, wenn wir gleich, was wir fühlen, nicht sagen dörften. Das Urtheil des Geschmacks ist frei."

Wie wenig übrigens in Sachen des Gefühls am Schönen aus dem Sagen herauskomme, wie wenig dies Sagen andern eigentlich sage; wer ist, der nicht auch dies oft erprobt hätte? Der gemeine Haufe betet Worte nach; der Schief- und Halbkenner verwirret sich in diesen Worten, und der Blödling folgt ihm. Endlich kommt der Satzungenstifter und behauptet exemplarisch: er gebeut. Ein frecher Anhang folgt ihm und beweiset; beweiset, was er weder verstand, noch was je bewiesen werden konnte. Lebe sodann wohl, auf ganze Zeiten, lebe wohl, Tradition des guten Geschmacks; das gemein-

gültige Urtheil, der exemplarische Normalgeschmack des Einen herrschet.

So dachten die Weisen alter Zeiten nicht: sie sagten nicht: „Schön ist, was ohne Begriff allgemein gefällt. Schönheit ist, was ohne Begriff als Gegenstand eines nothwendigen Wohlgefallens erkannt wird," sondern sie suchten Begriffe zu geben, zu läutern, sie fester und fester, wenn auch nur Wenigen anzubilden. Die Schüler der kritischen Schule dagegen, sie sind es allein, die, was nothwendig, also auch allgemein gefallen müsse, ohne Begriff erkennen und állgütig vorschreiben, und wenn ihr Gebot nicht befolgt wird, trotzen und zürnen. Alles vermöge der kritischen Urtheilskraft, aus Macht ihrer allgemeingültigen Postulate.

Die Gründe, auf welche die Kritik „die allgemeine Nothwendigkeit ihrer Geschmacksurtheile ohne Begriff" bauet, sind so morsch, daß sie eigentlich sich selbst abläugnen und widerlegen. „Weil ich von jeder Vorstellung sagen kann: wenigstens sey es möglich, daß sie (als Erkenntniß) mit einer Lust verbunden sey, und man sich vom Schönen denkt, daß es eine nothwendige Beziehung aufs

Wohlgefallen habe: so kann die Nothwendigkeit in einem ästhetischen Urtheil nur exemplarisch genannt werden, d. i. die Nothwendigkeit der Bestimmung Aller zu einem Urtheil, was wie Beispiel einer allgemeinen Regel, die man nicht angeben kann, angesehen wird." *) Beispiel einer allgemeinen Regel, die man nicht angeben kann? Fordert nicht geradezu das Beispiel, daß ich die Regel in ihm erkenne? und schränkt sich hiemit selbst ein, daß es außer dieser Anerkennung kein Beispiel sey.

„Das Geschmacksurtheil sinnet jedermann Beistimmung an, und wer etwas für schön erklärt, will, daß jedermann dem vorliegenden Gegenstande Beifall geben, und ihn gleichfalls für schön erklären solle." Nur der Tyrann des Geschmacks will dies; selbst der Sophist, der eitle Schönheitsmäkler sinnet uns ein solches Soll nicht an; er will beschwätzen, überreden.

„Das Sollen im ästhetischen Urtheil wird also selbst nach allen Datis, die zur

*) S. 64.

Beurtheilung erfodert werden, doch **nur bedingt** ausgesprochen." *) Bedingt und doch allgemein nothwendig?

„Man **wirbt** um **jedes** andern Beistimmung, weil man dazu einen Grund hat, der allen gemein ist, auf welchen man auch rechnen **könnte**, wenn man nur **immer** sicher **wäre**, daß der Fall unter jenem Grunde als Regel des Beifalls richtig subsumirt **wäre**." Da man dies nun nach der Kritik, die ohn' alle Begriffe, mithin auch ohn' alle Gründe urtheilt, **nie** seyn kann, woher das Begrifflose Sollen? Es hebt sich selbst **auf**

„Geschmacksurtheile müssen ein subjektives Princip haben, welches nur durch Gefühl und nicht durch Begriffe, **doch aber** allgemeingültig **bestimme**, was gefalle oder mißfalle. Ein solches Princip aber könnte nur als ein **Gemeinsinn** angesehen werden, der vom gemeinen Verstande (sensus communis) **wesentlich** unterschieden ist. **Also** nur unter der **Voraussetzung**, daß

*) S. 62.

es einen Gemeinsinn gebe (wodurch wir aber keinen äußern Sinn, sondern die Wirkung aus dem freien Spiel unsrer Erkenntnißkräfte verstehen), nur unter Voraussetzung, sage ich, eines solchen Gemeinsinnes, kann das Geschmacksurtheil gefällt werden." *) Nur unter solcher unbewiesenen Voraussetzung? Kein Geschmacksurtheil kann gefällt werden, als unter Voraussetzung eines Sinnes, der vom gemeinen Verstande „wesentlich" verschieden ist, weil dieser nicht nach Gefühl, sondern jederzeit nach Begriffen urtheilt, und jener, Kraft des Interdikts der Kritik, nicht so urtheilen sollte? Und doch soll jener Sinn, der ohn' „alle Begriffe" urtheilt, die Wirkung aus dem freien Spiel unsrer „Erkenntnißkräfte" seyn? die also in ihm alle Begriffe, d. i. sich selbst abgelegt haben? Ein Gemeinsinn, auf ein freies Spiel unbestimmter Kräfte gebaut, das Gesammt-Gefühl des Schönen als eine unbestimmte Wirkung unsrer in Verschiednen so verschiednen Erkenntnißkräfte vorausgesetzt, damit

*) S. 63. 64.

ein Urtheil des Geschmacks nur gefällt werden könne? Nun dann, so fälle es nicht. Behalte es dir, und laß jeden andern nach seinem Gefühl urtheilen. „Ohne Voraussetzung eines Gemeinsinns ist kein Geschmacksurtheil möglich." Nicht? und was brauchts? Sey du dir selbst Gemeinsinn, urtheile Dir.

„Sollen sich Erkenntnisse mittheilen lassen, so muß sich auch der Gemüthszustand, d. i. die Stimmung der Erkenntnißkräfte zu einer Erkenntniß überhaupt, und zwar diejenige Proportion, welche sich für eine Vorstellnng gebührt, um daraus Erkenntniß zumachen, allgemein mittheilen lassen, weil ohne diese als subjektive Bedingung des Erkennens, das Erkenntniß als Wirkung nicht entstehen könnte. Diese Stimmung kann nicht anders als durchs Gefühl (nicht nach Begriffen) bestimmt werden. Da sich nun diese Stimmung selbst muß allgemein mittheilen lassen, mithin auch das Gefühl derselben (bei einer gegebnen Vorstellung) die allgemeine Mittheilbarkrit des Gefühls aber voraussetzt: so wird dieser mit Grunde angenommen werden können, und zwar oh-

ne sich deßfalls auf psychologische Beobachtungen zu fußen, sondern als die nothwendige Bedingung der allgemeinen Mittheilbarkeit unsrer Erkenntniß, welche in jeder Logik vorausgesetzt werden muß." Weil also Erkenntnisse sich mittheilen lassen, „müssen," so „müssen" sich auch Gefühle allgemein mittheilen lassen, und zwar durch eine „Stimmung," ohne welche keine Erkenntnisse, als Wirkungen der Stimmungentstehen" könnten, welche Stimmung nicht anders, als durchs Gefühl, nicht aber nach Begriffen, bestimmt werden kann. Diese „Stimmung, die Erkenntnisse hervorbringt und allein vom Gefühl bestimmt wird," setzt einen Gemeinsinn voraus, der „ohne Begriffe urtheilt;" mithin giebts einen solchen Gemeinsinn. Auf psychologische Beobachtungen darf er nicht fußen; als die „nothwendige" Bedingung der allgemeinen Mittheilbarkeit unsrer Erkenntniß „muß er vorausgesetzt" werden! — —

So werde er dann vorausgesetzt, und so theilet euch Gefühle und Stimmungen mit ohn alle Begriffe. Wer je in einem Kunst-

saal die Stimme diese Stimmer, „der allgemeinen Gefühlsmittheiler ohne Begriffe aus bloßer Stimmung und deren Proportion zu daraus entstehender Erkenntniß" gehört hat, und ihre Stimmung auf einander zu „Geschmacksurtheilen von allgemeiner Nothwendigkeit" in ihren Folgen sah, geht stumm und verstimmt von dannen, sich vor diesen „allgemeingültigen, nothwendigen Geschmacks- und Stimmungsmittheilern" wahrend.

* * *

Wie in der Welt war eine solche Philosophie voll Bodenloser Voraussetzungen, voll verführender Postulate nur möglich? Und wie entstand sie? Nichts liegt klärer am Tage; der Inhalt und die Folge der kritischen Werke selbst giebt darüber Auskunft. *)

Die „Kritiken der reinen und praktischen Vernunft" waren geschrieben. Nach Jener blieben den Sinnen keine Gegenstände, als die leeren Anschauungen von Raum und Zeit,

*) S. die Vorrede und Einleitung zur Kritik der Urtheilskraft.

(„transscendentale Aesthetik") dem Verstande nichts als leere, übelgeordnete Fächer der Kategorien, Bedeutungslos in sich und doch die Form des menschlichen Verstandes; („transscendentale Analytik;") der Vernunft endlich, die ganz ohne Kanon gelassen ward, blieben nur „Paralogismen, eine Thetik und Antithetik, zuletzt ein heraus vernünfelres Ideal" übrig, die alle sich selbst aufhoben. Mithin entstand eine große Wüste und Leere, in der dennoch alle Kräfte und Formen der Begriffe, der Ideen sogar und des Ideals selbst, ohn' Auslassung eines Jota, allgültig und auf ewig umrissen und verzeichnet seyn sollten.

Und doch fühlte der Philosoph Lust und Schmerz; wohin mit diesen? Ins Reich der Begriffe gehörten sie ihm nicht; mit keinem seiner reinen Phantasmen hatten sie etwas gemein, konnten auch in Ewigkeit mit ihm nicht verbunden werden. Der „kritisch-transscendentale Verstand" hat etwas anders zuthun, als sinnliche Dinge mit Lust oder Unlust wahrzunehmen; er kommt zu keinem Sinn, kein Sinn zu ihm; ewig prägt er aufs Nichts, auf Raum und Zeit, seine For-

men. Die „kritisch = transscendentale Vernunft" hat ein ganz anderes Geschäft, als Wahrnehmungen des Verstandes mit Lust und Liebe zu ordnen, wie der Jäger Orion jagt sie dem All nach, jenseit der Weltgränzen. Wohin nun mit Lust und Unlust? Den Philosophen gingen sie nicht weiter an, als so fern er darüber „urtheilt"; das Empfinden mochte an seinen Ort gestellt bleiben. Also werde Materie zum „Urtheilen ohne Objekte, ohne Empfindung" wie folget:

Postulat 1.

„**Empfinden und Urtheilen ist Eins.**"

„Wer empfindet, urtheilt; und wer urtheilt, empfindet." „Empfände er aber nicht?" „Es wird angenommen, als hätte er empfunden; denn das Geschmacksurtheil ist seiner Natur nach ästhetisch." Der geschwätzigste Urtheiler ist der feinste Empfinder.

„Nur müssen seine Urtheile ohne Begriffe seyn: denn Begriffe gehören dem

Verstande, die ästhetischen Urtheile sind reine Geschmacksurtheile ohne' alle Begriffe; also"

Postulat 2.

„Geschmacksurtheile über das Schöne sind ohn' alle Begriffe."

„Von Objekt, von seiner Beschaffenheit und Zweck darf, ja muß der Geschmack nichts wissen; sonst würde er Verstand oder gar Vernunft, hiemit bliebe er nicht Geschmack. W. z. E.

„Und doch? ohne allen Begriff; wohl also auch ohne alles Objekt?" „Ohne alles Objekt."

Postulat 3.

„Aesthetische Geschmacksurtheile betreffen Formen, keine Objekte."

„Eine Form aber ist doch zu Etwas,

d. i. zu einem Zweck, und weil es eine Geistesarbeit ist, doch wohl mit einigen Begriffen geformet?" „Zu keinem Zweck. Der gehört für den Verstand; der Geschmack aber ist nicht Verstand. W. z. E. Witzig unterscheidet die Kritik also:

Postulat 4.

„Das Zweckmäßige in den Geschmacksurtheilen wird ohne Vorstellung des Zwecks, d. i. unzweckhaft wahrgenommen."

„Wahrgenommen ohne Begriffe? Das Zweckmäßige ohne Zweck?" „Allerdings; denn Begriff und Zweck gehören dem Verstande, der mit Lust und Unlust nichts gemein hat. W. z. E.

Postulat 5.

„Das Geschmacksurtheil ist vom Begriff der Vollkommenheit ganz unabhängig."

„Wie interessirt es aber sodann? wie wirkt es Lust und Unlust?“ „In der Kritik der praktischen Vernunft ist postulirt, daß das reine „Sollen“ ohn' alle Beweggründe geschehen müsse, weil es sonst kein reines „Soll“ wäre. Ob es auf solchem Wege geschehe oder nicht geschehe, daran liegt der reinen Vernunft nichts; gnug, es soll geschehen; und woher hätte sich nun das Geschmacksurtheil ein mehreres zu erfrechen und anzumaaßen, als die praktische Vernunft selbst? Also“

Postulat 6.

„Das Geschmacksurtheil ist ohn alles Interesse.“

„Höchst uninteressant also; niemanden als Urtheil interessirend: denn von allen Begriffen, von jeder Vorstellung eines Zwecks frei, wen könnte es interessiren?“ „Es soll und muß jedermann gelten: denn es ist ein Urtheil, obwohl ohne Begriffe. Wie. z. E.

Postulat 7.

„Geschmacksurtheile sind allgemeingültig und nothwendig: denn sie sind Urtheile."

„Urtheile ohne Begriffe allgemeingültig und nothwendig?" „Allerdings: denn sie sind allgemein-mittheilbar; und umsonst wird man sie nicht mittheilen wollen? Man will, daß sie allgemein gelten; man setzt einen Gemeinsinn des Schönen voraus, ohne den kein Geschmacksurtheil Statt fände. Also:

Postulat 8.

„Es giebt einen Gemeinsinn des Schönen in Jedermann, enthaltend die reinsten ästhetischen Geschmacksurtheile."

„Gemeinsinn des Schönen? Wäre es etwa ein eigner Sinn? oder was wir sonst

den gesunden Verstand nennen?" „Weder Dies noch Jenes; sondern

Postulat 9.

„Der Gemeinsinn des Schönen ist vom gemeinen Verstande (sensus communis) wesentlich verschieden; die Wirkung eines freien Spiels unsrer Erkenntnißkräfte.

„Unsrer Erkenntnißkräfte? und doch soll er ohne Begriffe wirken? Wirkung eines freien Spiels; ohne Gesetze? Gemeinsinn des Schönen, die Wirkung eines Spieles?" „Dies ist der einzige Weg, wie eine Gesetzmäßigkeit ohne Gesetz, eine subjektive Uebereinstimmung der Einbildungskraft zum Verstande ohne eine objektive, mit der freien Gesetzmäßigkeit des Verstandes und mit der Eigenthümlichkeit eines Geschmacksurtheils zusammen bestehen kann. Also"

Postulat 10.

„Es giebt eine Gesetzmäßigkeit ohne Gesetz; eine subjektive Uebereinstimmung der Einbildungskraft zum Verstande ohne eine objektive; die mit der freien Gesetzmäßigkeit des Verstandes und mit der Eigenthümlichkeit eines Geschmacksurtheils zusammen bestehen kann.“

„Aber wie bestehen sie mit einander? Wo hören die Gesetze auf? wo fängt die Freiheit an? Und in zweien von einander so getrennten Kräften, die durchaus nichts mit einander zu schaffen haben?“ „Mittheilung verbindet sie beide, und diese setzt Stimmung voraus. Aus Stimmung entstehen Erkenntnisse; warum nicht auch Geschmacksurtheile? warum nicht auch die allgemeingültig Nothwendigkeit derselben?

Postulat 11.

„Stimmung macht den allgemein gültigen Werth und die Nothwendigkeit der Geschmacksurtheile, ohne Begriffe und Zweck; Stimmung!“

„Stimmung? Aber wer stimmt? und wonach? nach welchem Grundton? Ists der Verstand etwa? der theoretische? der praktische?“ „Keiner von beiden. Die Geschmacksurtheilskraft ist eine unabhängige Grundkraft der menschlichen Seele. Zwischen der reinen Vernunft und der reinen praktischen Vernunft, die beide auch nichts mit einander zu thun haben, hat sie ihr eignes, reines Queerbänkchen.“ Wie die protestantischen Bischöffe auf dem Reichstage. Also.

Postulat 12.

„Die Geschmacksurtheilskraft ist eine Grundkraft der menschlichen Seele, vom theo-

retischen Verstande, wie von der praktischen Vernunft unabhängig."

„Aber wie viel Grundkräfte könnte man da errichten? und ist in der menschlichen Seele Alles getheilt? Und worauf beruhet denn diese Grundkraft? worin bestehet, worauf wirkt sie?" „Das Urtheilen bestehet im Urtheil; es beruhet auf dem Gemeinsinn, und wirkt zur allgemeinen Mittheilung, allgemeingeltend; übrigens ein freies Spiel der menschlichen Seelenkräfte."

Postulat 13.

„Die Geschmacksurtheilskraft bestehet im Urtheilen, beruhet auf dem Gemeinsin, und wirkt zur allgemeinen Mittheilung allgemeingültig; übrigens ein freies Spiel der menschlichen Seelenkräfte."

Daß diese aus Noth entstandene, leere, hohle, verderbliche Theorie, eine Kritik, ohn' alle Kritik bei

einigem ernsthaften Studium des Schönen, sowohl in Gegenständen, als in den Empfindungen desselben nie entstanden wäre, bedarf keines Erweises. Auf einem vermeintlich-leergelassenen Fleck ist sie a priori geworden; ein Spiel des Witzes und Scharfsinns Zwecklos-zweckmäßig und zweckmäßig-zwecklos.

VI.

Von einer

Regel des Schönen.

B. Wir fanden bei unsern feinern Sinnen, dem Gesicht und Gehör, ein Medium, das eine Regel in sich enthält, die Farben- und Tonleiter. Bei dem tastenden Gefühl, der Basis unsrer Gesichtsideen ergab sich eine Regel der Bedeutsamkeit, die von der geraden zur Kreislinie durch alle Schwingungen emporstieg. Die angenommen, wie ist bei der unendlichen Verschiedenheit der Gegenstände sowohl, als der empfindenden Organe diese Regel anwendbar? Die Natur färbt und tönt den Gegenständen nach, so verschieden und den Organen nach, so inviduell, daß keine Sprache hinreicht, die Ton- und Farbenmischungen, noch weniger die Bildungen zu bezeichnen, an denen jene Linien erscheinen. Vollends unsre Empfindungsorgane; sie sind nach Personen, Lebensaltern, Umständen, Gewohnheiten, selbst durch den Eigensinn

des Moments so verschieden gestimmt, um Eindrücke zu empfangen, und in ihnen die Regel zu bemerken, daß diese wohl eine Lesbische Regel seyn dürfte, die jedem Gegenstande, so wie der Willkühr jedes Gebrauchenden nachgiebt? Wozu also die Regel?

A. Freunde, das Clavichord und der Farbenbogen, die gerade Linie und der Cirkel stehen da? die Regel wollen wir nicht verschmähen, wenn sie anzuwenden, auch Mühe kostete, wenn sie auch oft übersehen oder falsch und kränklich angewandt würde. Denn was gewönnen wir durch diese Hinlässigkeit? Einen Regellosen Zustand, Urtheile ohne Regel. Allerdings fodert es Beobachtung, Fleiß und Uebung, Töne, Farben, Linien, Figuren, allenthalben recht zu beurtheilen; deshalb hat auch das Gefühl des Schönen Cultur nöthig. Der Begriffe kann es sich nicht entschlagen, ohne ein blos fieberhaftes Gefühl, ein Schwanken zwischen Ruhe und Bewegung, oder wenn es urtheilt, ein jähnendes Urtheil zu werden. Daß es Menschen von mißbildeten, verstimmten, oder von ungebildeten, groben Organen giebt, kann unser Bestreben nicht aufhalten, das Em-

pfindungssystem unsrer Natur rein zu stimmen, es den Gegenständen gemäß, nach richtigen Begriffen zu ordnen und auszubilden. Auch wer verworren sieht, muß eine Farbenleiter, auch der, der keinen Takt hält und von keiner Scala weiß, muß Scala und Takt anerkennen. So die gerade Linie und den Cirkel, wenn er auch keine zu ziehen wüßte. Wer sich in den Linien der Schönheit, oder in ihrer Bedeutung noch so oft tröge; er muß sie besser erkennen, die Regel besser anwenden lernen, nicht aber die Regel leugnen oder eludiren, d. i. mit dem Begriff und Gefühl des Schönen spielen. Hätte uns die Natur vergebens zu Menschen gemacht, zu Beurtheilern, ja noch mehr zu Erfindern des Schönen nach Regeln, die in unserm Weltall, wie in unsrer Natur liegen? Im Menschen ist das Maas der Schönheit —

B. Doch nur für Menschen, nach menschlichen Begriffen und Gefühlen?

A. Von empfindenden Wesen anderer Art reden wir nicht, und es ist doppelte Thorheit, sich in dergleichen unbekannte Welten hineinzuträumen, oder mit Schattenbegriffen aus ihnen, als ob wir aus der Höhle Tro-

phonius kämen, die unsre zu verdämmern. Lieber sehen wir, wie die Natur uns zur Anwendung der Regel des Schönen, mithin zur Kunst half und uns auf diesem Wege befestigt. Der allgemeine Typus, den die Natur in Bildung lebendiger Organisationen nicht zu befolgen scheint, sondern wirklich befolgt, könnte uns darauf führen.

E. Nach Einem unsrer vorigen Gespräche ist mir die Ursache davon ziemlich klar. In jedem Element nämlich hatte die Natur das Lebendige zum Wohlseyn in diesem Element zu bilden; hiernach ordnete sie seine Gestalt, seine Kräfte und Glieder, also sehr verschieden. Da sie aber bei allen Einen Zweck hatte, Wohlseyn, Genuß des Lebens in diesem Element; so mußte in einer gemeinschaftlichen Welt, in der Ein Lebensgeist herrscht, auch ein Gemeinschaftliches in Reizen, Empfindungen, Sinnen und Trieben, mithin eine allgemeine Analogie, ein Gesammt-Typus wie in Bildung so in Gefühlen und Bestrebungen werden. Das lebendige Geschöpf bedurfte

1.

Nahrung; Gefäße der Nahrung wurden allen gemein, jedem nach seinem Element, in seiner Weise. Der lebendige Schlauch bedurfte

2.

Kräfte, sich diese Nahrung zu verschaffen, solche seiner Natur anzueignen, also Bewegungswerkzeuge, Muskeln und was deren Stelle vertritt oder zu ihnen gehöret. Diese Bewegungen mußten

3.

Erweckt, in Triebe verwandelt und bis zum höchsten Triebe, der Fortbildung seines Geschlechts befeuert werden, wodurch anders, als durch Sinnenreiz, durch Sinnenkräfte? In jedes Geschöpf pflanzte sich also das allgemeine Sensorium, nach dieses Geschöpfs eigenthümlicher Bildung, aber dem Weltganzen harmonisch. Alle genießen Ein Licht, Eine Luft; zur Aneignung des Lichts, des Schalles, gehörte, wie verschieden es auch gebildet ward, Auge, Ohr; so die übrigen,

allem Lebendigen gemeinschaftlichen Sinne und Triebe. Allen war zum Empfinden die Nervenkraft, oder was sie ersetzt; zum Denken und Vermögen war den vollkommenern Bildungen Gehirn, Rückenmark, und was aus ihnen entspringt, unentbehrlich; daher in einer gemeinschaftlichen Welt, zum gemeinschaftlichen Wohlseyn, der sogenannte Gesammt-Typus.

A. Er stieg empor —

C. Nach Elementen und Regionen. Dem schwimmenden Geschöpf ward eine horizontale Gestalt, in der die genannten Systeme zur Nahrung, Bewegung, Fortpflanzung und der sie belebenden Empfindung mit und durch einander verwebt sind; selbst der Kopf mit seinen Sinnenwerkzeugen streckt sich nur horizontal vor. Der Vogel, in einem feinern Element fliegend, gewann schon eine freiere Bildung, indem er nicht immer fliegen, sondern auch sitzen, hüpfen, rufen durfte. Hals und der Kopf mit seinen Sinnen heben sich empor, noch aber dem Fluge dienstbar. Je mehr aus Wasser und Luft die Bildungen Erdgestalten wurden, desto mehr bekamen sie auf ihrem festeren Stande

eine aus einander gesetzte, höhere Bildung, bis endlich der Mensch, auf die kleinste Basis gesetzt, in aufgerichteter Gestalt erscheinet. Den Sitz seiner edelsten Sinnenwerkzeuge trägt er hoch empor, in seiner ganzen Gestalt mit einem ihm eignen Sinn, dem tastenden Gefühl begabet. In dieser Bildung werden ihm Ohr, Auge und Hand zusammen wirkende Sinne, deren Einer den andern berichtiget, begründet. Weil er ein Universum sich ertasten konnte, so siehet er auch tastend; seine Gesichtsideen, aufs Gefühl gegründet, stehen auf einer eignen Basis. Wodurch konnte der Elephant das Weiseste der Thiere werden? Durch seine vielgelenkige Hand, den Rüssel.*) Die Bildung unsrer Hand mit ihrem festesten sowohl, als feinsten sinnlichen Begriffe; sie, verbunden mit dem Auge, macht uns zu Kunstgeschöpfen.

A. Und was die Hand dem Auge, ist unser Mund dem Ohr. Hätten wir nur Stim-

*) Einige Thiergattungen, die Schlüsselbeine haben, nähern sich dem tastenden Gefühl des Menschen, doch nur sehr von fern.

me und Kehle; mit dem schönsten Vogelgesange spräche sich unser Vernommenes nicht aus. Dieselbe Regel, die unsrer Hand tastbare Gegenstände unterlegt, giebt allen unsern Begriffen Accentuation und Bildung der Sprache. So half die Natur und der Mensch erschafft sich, d. i. er bemerkt und gebraucht die Regel. Nicht ohne Cultur; ohne diese, ohne Begriffe und Vorstellungen bleibt unser Gefühl ein Land verworrener Träume; der Verstand erkennet die Regel.

B. Der Mensch also wäre, wie er empfindet und denkt, zu einer Regel gebildet.

A. Zu einer Regel. Wie sein Sinn nicht anders als unter festgestellten Verhältnissen sehen, hören, tasten kann: (die Haltung der Lichttafel vor ihm, die ganze Welt seiner andern Sinne ist Verhältniß:) so übt er, durch seine und die gesammte Natur gezwungen, diese Verhältnißmaaße, fortwährende Zusammenfassungen des Vielen unter Eins, während seines ganzen Lebens. Was er siehet, sind Gestalten nach einer unzerreißbaren Contiguität im Raum; was er höret,

Töne, nach einer untrennbaren Succession; was er tastet, Formen, in bestimmten Zahlen und Maaßen, als Verhältnissen zur Ruhe und zur Bewegung. Was seine Phantasie in sich trägt, ist eine Beute aller Sinne und Eindrücke, in einander gemischt und verworren; was er aus ihnen heraus denkt, sind Configurationen. Immer ist er, gut oder schlecht, ein Künstler. Triebe sind Gestaltungen unsres Begehrens; Gewohnheiten sind gewonnene feste Formen unsrer Uebung; Denkart, Charakter sind die ganze Gestalt unsrer Gesinnungen, Willensmeiuungen und Triebe; in allem ist des Menschen Natur eine sich ausdrückende Regel.

B. Sollte aber wenigstens seine Phantasie kein freies Spiel haben?

A. Verstehen wir unter Phantasie, die aus Wallungen des Bluts und der Lebensgeister vor unsern geschlossenen Augen vorbeistreichenden Gestalten (Farben, Blumen, Antlitze, Figuren): so stehen sie freilich nicht unter unserm Gebot, dennoch aber gewiß unter einer Regel unsrer Constitutution, unsrer Gesundheit. Es sind Fieberzufälle; ihre Kritik ist Diät und Kühlung. Verstehen wir un-

ter Bildern der Phantasie Träume: so hängen sie abermals zwar nicht von unsrer Willkühr ab, wohl aber stehen sie unter einer Regel, die den Träumenden oft den Grund seiner Seele, seine natürliche Neigungen, Triebe und Anlagen, seine geheimen Wünsche und Fehler, wenigstens den Zustand seiner Gesundheit offenbaret. Eben sie zeigen nicht nur die Macht, die in uns liegt, sondern auch die nothwendige Regel unsrer Natur, aus allem, was wir erlebten und fühlen, sofort Configurationen uns zu erschaffen, d. i. nur durch Gestaltung zu denken. Krankheiten, Visionen, der Wahnsinn zeigen ein Gleiches. Da bei den meisten Menschen das Gesicht der herrschende Sinn ist, was kann ihre Phantasie anders, als Bilder zurücknehmen und neu zusammensetzen, d. i. schlafend oder wachend träumen? Diese Phantasieen folgen einander gewissermaaßen leidend; erschaffen wir aber mit Selbstbewußtseyn Bilder, welches die Griechen Bildungskraft (Idolopödie) nannten, so geschiehets nie ohne Regel, der sich in schnellen Momenten selbst unser bedrohtes Auge nicht entziehet. Verstand und Regel, d. i. schnelle Vorsicht ist von

der Natur in alle unsre Lebensverrichtungen ergossen, alle werden mit oder ohne Bewußtseyn von ihnen geleitet; wie? und die schaffende Einbildungskraft, dies mächtige Vermögen der Seele, sollte regellos wirken?

B. Von welcher Regel würde es also bei seinen Wahrnehmungen sowohl, als bei seinen Trieben und Schöpfungen, wenn auch unvermerkt, geleitet?

A. Von der uns eingepflanzten Regel, Harmonie, Wohlseyn. Ohne Absicht unternehmen wir nichts, so unbeträchtlich die Absicht schiene. Bezweckte sie auch nur, uns der Unthätigkeit oder einem andern Misgefühl zu entreißen; so beabsichtigte sie etwas. Wohlgefallen an der Harmonie, in der Zusammensetzung selbst, erleichtert der Imagination die Mühe; sie greift nach den leichtesten und nächsten, oft nach den entferntesten und schwersten Combinationen, wenn sie mit Lust sinnet und handelt. Liebe endlich, der höchste Grad des Wohlgefallens, der beseelende, wehende Geist der Ideenschöpfung; er nimmt aus dem Vorrath, der uns beiwohnet, das Angenehmste, das

Liebreichste, setzt es zusammen, und umarmt sein eignes Gebilde.

C. Dem Menschen ist also Menschheit das Schönste. Der ganzen Schöpfung rauben wir ihr Reizendes, um es Dem, der uns liebt, den wir lieben zu geben. Den Blumen nehmen wir ihre Pracht, der Morgenröthe ihr Kleid, der Nachtigall ihren Gesang, allem Lebendigen sein Bedeutendes, Schönes, Erhabnes, um in der Menschenheit Das zu bezeichnen, was wir verlangen, ehren und lieben.

A. Ja, wir gebieten unsren Empfindungen, und leihen sie der gesammten Natur. „Leidenschaft (sagt ein mächtiger Schriftsteller), Leidenschaft allein giebt Abstractionen sowohl, als Hypothesen Hände, Füße, Flügel; Bildern und Zeichen Geist, Leben, Zunge. Wo sind schnellere Schlüsse? Wo wird der rollende Donner der Beredsamkeit erzeugt, und sein Geselle, der einsylbige Blitz,

Der jetzt im Nu entfaltet Himmel und Erd'
Und eh' zu sagen man vermag: sieh da!
Schon in den Schlund der Dunkelheit hinab ist. *)

*) Shakespear's Midsummer Nights Dream.

Allenthalben in der menschlichen Gesellschaft bieten sich die Erscheinungen der Leidenschaften dem Beobachtenden dar, wie Alles, was noch so entfernt ist, ein Gemüth im Affekt mit einer besondern Richtung trifft; wie jede einzelne Empfindung sich über den Umkreis aller äußern Gegenstände verbreitet; wie wir die allgemeinsten Fälle durch eine persönliche Anwendung uns zuzueignen wissen und jeden einheimischen Umstand zum öffentlichen Schauspiel Himmels und der Erde ausbrüten. Jede individuelle Wahrheit wächst zur Grundfläche eines Plans, und ein Plan, geraumer als das Hemisphär erhält die Spitze eines Sehpunkts. Kurz, die Vollkommenheit der Entwürfe, die Stärke ihrer Ausführung, die Empfängniß und Geburt neuer Ideen und neuer Ausdrücke; die Arbeit und Ruhe des Weisen, sein Trost und sein Eckel daran, liegen im fruchtbaren Schooß der Leidenschaften vor unsern Sinnen vergraben." *)

B. Die Ursachen des Bedeutenden in Farben, Formen, Tönen und Gestalten werden sich also auch im Allgemeinen nicht

*) Kreuzzüge des Philologen, S. 196.

weiter entwickeln lassen, als daß sie bedeuten?

A. Was haben die Buchstaben mit den Ideen gemein, die sie bezeichnen? Weit natürlicher, dünkt mich, spricht die Farbe der Wange, der Liebreiz des Mundes, das Seelenvolle Auge, die Gedankenreiche Stirn, der Ton der Sprache, die Bewegungen der ganzen Gestalt u. s. Sie sprechen Das aus, was dies lebendige Wesen mir sey, keinen andern. Wer sich dies Alphabet vorbuchstabiren lassen müßte, oder gar leugnete, daß irgend ein Naturalphabet Bedeutung habe; für den habe sie keine Bedeutung!

„Hinweg, *) sagt Bako, die ungeschick-

*) Modulos ineptos mundorum et tamquam simiolas, quas in philosophiis phantasiae hominum exstruxunt, omnino dissipandas edicimus. Sciant itaque homines, quantum intersit inter humanae mentis idola et divinae mientisi deas. Humanae mentis idola nil aliud sunt quam abstractiones ad placitum; divinae mentis ideae sunt vera signacula creatoris super creaturas, prout in materia per lineas veras et exquisitas imprimuntur et terminantur. Itaque ipsissimae res

ten Welten-Maaschen! die Aeffchen, die die Phantasieen der Menschen in ihren Philosophieen aufgestellt haben. Wisse der Mensch, welch ein Unterschied es sey, zwischen den Idolen seines und den Ideen des göttlichen Verstandes. Des menschlichen Verstandes Idole sind nichts als beliebige Abstraktionen; Ideen des göttlichen Verstandes sind wahre Bezeichnungen des Schöpfers auf den Geschöpfen, wiefern sie der Materie durch wahre, ausgesuchte Lineamente eingedrückt und in ihr beschränkt werden. Die Dinge selbst sind Wahrheit und Güte; die Werke durch sie und mittelst ihrer sind nicht sowohl der Bequemlichkeiten des Lebens wegen hoch zu schätzen, als vielmehr wie Unterpfande göttlicher Wahrheit."

> ſunt Veritas et Vtilitas, atque Opera ipſa pluris facienda ſunt, quatenus ſunt, veritatis pignora, quam propter vitae commoda. Baco de interpretatione Naturae et regno Hominis. Aphorism. CXXIV.

Staats-bibliothek Bamberg

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Herder, Johann Gottfried <<von>>,

J. G. Herders vermischte Schriften

Bd.: 7

Wien 1801

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.361-a(3#3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11720546-6